

**In der
Nächsten
Nähe**

Jahresbericht
2013

www.diakonie-sachsen.de

Ich glaube
*an die Stärken
der Schwächsten.*

Sylke Kösterke
Teamleiterin einer Diakonischen Kinder- und
Jugendhilfeeinrichtung



Liebe Leserin, lieber Leser, die Diakonie Deutschland wirbt derzeit mit der Kampagne „In der Nächsten Nähe“. Auf vielen Großflächenplakaten kommen uns die fünf Kampagnenmotive aus den Arbeitsfeldern Alten- und Krankenhilfe, Behinderten- und Jugend-

hilfe sowie aus der Migrationsarbeit entgegen. Sie zeigen tatsächliche Mitarbeitende und betreute Menschen aus diakonischen Einrichtungen und Unternehmen, die sich teilweise schon seit Jahren kennen und zusammenarbeiten. Es sind Glücksmomente, die da eingefangen wurden. Momente des Gelingens, Momente der Begegnung. Sie zeigen uns: Leben beginnt, wenn ich einem anderen Menschen nahe komme.

Diakonie – in der Nächsten Nähe ist ein doppeltes Versprechen: Diakonie ist für jeden in der Nähe oder sogar vor Ort. Und: Diakonie ist gelebte Nächstenliebe – ob als organisierte Form der verfassten Diakonie mit ihren Einrichtungen und Diensten oder als Hilfe, die viele Christinnen und Christen tagtäglich, überall, selbstverständlich und selbstlos weitergeben.

Inhaltlich thematisiert diese Kampagne den Schwerpunkt Nächstenliebe – nicht nur als Markenkern diakonischen Handelns, sondern auch als Wertegrundlage einer christlichen Verantwortungsgemeinschaft, die sich gegen Ausgrenzung und Armut wendet und für Teilhabe und Chancengerechtigkeit einsetzt.

Die Kampagne stellt die Mitarbeitenden der Diakonie und ihre Motivation in den Mittelpunkt. Diesen Impuls haben wir als Diakonie Sachsen aufgenommen. Denn es sind unsere Mitarbeitenden, die mit ihrem Können, ihrem Engagement und ihrem Glauben die Realität in unseren Einrichtungen und Diensten prägen. Sie stehen dafür, was Diakonie wesentlich und glaubwürdig ausmacht. Sie sind Diakonie und von ihnen hängt es ab, wie Diakonie erfahren wird. So haben wir die Kampagne zum Anlass genommen, je Arbeitsgebiet stellvertretend einen oder eine Mitarbeitende(n) für unseren Jahresbericht zu fragen: „Was glauben Sie?“ „Was trägt Sie in Ihrer Arbeit?“ „Wie kamen Sie zur Diakonie?“ „Was ärgert Sie in Ihrem diakonischen Alltag?“ „Was macht Sie glücklich?“

Entstanden sind berührende Interviews und Selbstbeschreibungen, die immer wieder eines zeigen: Diakonische Arbeit ist die verantwortliche und liebevolle Reaktion auf die Not des Anderen und macht den Gebenden selber glücklich. Arbeiten in der Nächsten Nähe ist eine Perspektive mit Sinn und Erfüllung

Mich macht es immer wieder glücklich, dankbar und – ja auch – ein klein wenig stolz, wenn ich bei meinen (viel zu seltenen) Besuchen in Einrichtungen und Diensten der Diakonie auf Mitarbeitende treffe, die mit großer innerer Überzeugung und hoher Fachlichkeit den Menschen mit ihrem teilweise sehr hohen Unterstützungsbedarf begegnen, auf sie eingehen, sie begleiten und mit ihnen arbeiten. Im Namen des Vorstandes möchte ich allen Mitarbeitenden der Diakonie Sachsen von Herzen danken für ihren Einsatz und ihr Engagement – den vielen Hauptamtlichen wie den Ehrenamtlichen.

Wir wissen aber auch: Das ist nicht alles. Ich denke, diakonische Dienstgeber haben Verantwortung. Wir müssen unsere Mitarbeitenden nicht nur nach ihren Glaubenssätzen fragen, sondern auch daran arbeiten, dass sie diese auch im Alltag sagen und leben können. Ihnen Ruhepausen und Freiräume verschaffen, damit sie Atem holen können. Das andere sind die vom Gesetzgeber vorgegebenen Rahmenbedingungen unserer Arbeit. Sie setzen den hochflexiblen, wendigen, allseits anschlussfähigen Menschen voraus und führen aufgrund einer unzureichenden wirtschaftlichen Ausgestaltung zu einer immer höheren Arbeitsverdichtung, ja sie bedrohen ganze Arbeitsbereiche in ihrer Existenz. Kirche und Diakonie müssen daher zusammenstehen, um die politischen Rahmenbedingungen unserer Arbeit wieder mehr mit zu gestalten. Daseinsvorsorge, Fürsorge und Pflege sollten nicht weiter als „Daseinswirtschaft“ einem ruinösen Wettbewerb ausgesetzt werden.

Denn unsere Mitarbeitenden machen nicht nur vor Ort die Diakonie aus. Sie sind viel mehr – sie schaffen die Grundlagen für ein friedfertiges Zusammenleben der ganzen Gesellschaft und schaffen letztlich die Werte, die unsere Gemeinschaft zusammenhalten. Was wäre das Land ohne sie? Nicht umsonst wird es daher eine unserer größten Herausforderungen der Zukunft sein, qualifizierten Nachwuchs zu finden, der sich mit dem diakonischen Auftrag identifiziert. Lesen Sie unsere Porträts und Selbstbeschreibungen und staunen Sie über die Vielfalt unserer Mitarbeitenden! Ich wünsche Ihnen eine anregende Lektüre!

Ihr Christian Schönfeld

Offene Sozialarbeit der Diakonie Sachsen

- 04 KirchenBezirksSozialarbeit, Pirna
- 06 Schuldnerberatung, Marienberg
- 08 Fachstellen der KirchenBezirksSozialarbeit
- 10 Möbeldienst, Auerbach
- 14 Wohnungslosenhilfe, Dresden

Kinder- und Jugendhilfe

- 17 Kindertagesstätte, Dresden
- 20 Frühförderung, Glauchau
- 22 Förderschule, Kleinwachau
- 24 Kinder- und Jugendhaus Chilli, Dresden

Freiwilligendienste

- 28 Sterntaler*Zeit, Ehrenamt, FSJ, BFD

Behindertenhilfe

- 30 Werkstatt für Menschen mit Behinderung, Roßwein
- 32 Betreutes Wohnen, Herrnhut
- 35 Mobile Behindertenhilfe, Chemnitz

Hospizarbeit

- 38 „Siloah“, Herrnhut

Straffälligenhilfe

- 40 Schwarzes Kreuz e.V., Dresden

Migrationsdienste

- 43 Naomi e.V., Leipzig

Altenhilfe

- 46 Diakonische Sozialstation, Eibenstock
- 48 Altenpflegeheim „Zur Heimat“, Bischofswerda

Psychologische Dienste

- 52 Schwangerschaftskonfliktberatung, Pirna
- 54 Familien- und Erziehungsberatung, Bautzen
- 56 Ehe-, Familien- und Lebensberatung, Döbeln
- 58 Diakonische Beratungsstellen

Psychiatrie/Suchtkrankenhilfe

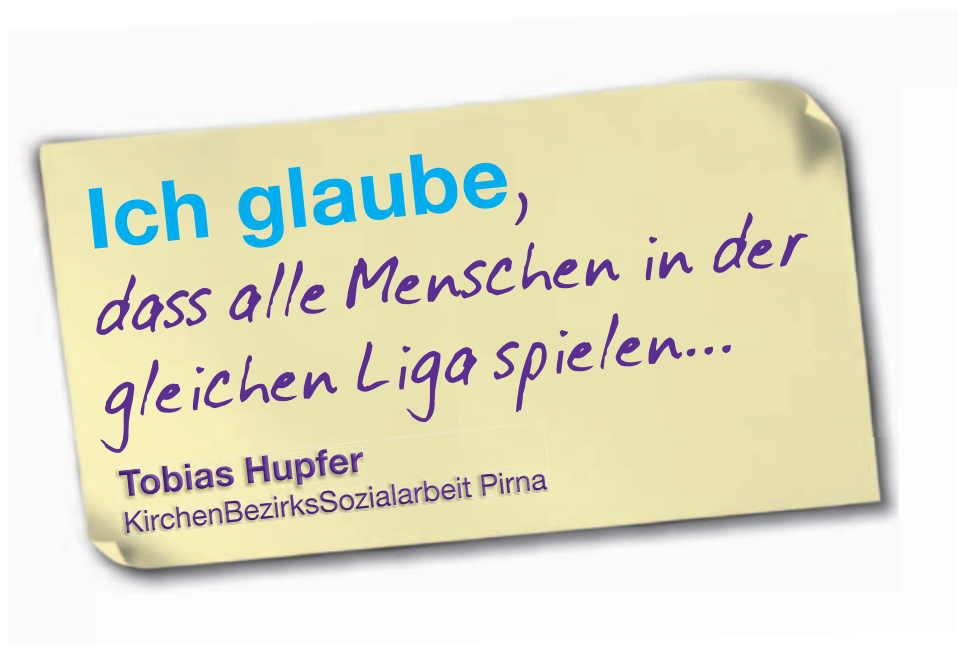
- 59 Sozialtherapeutische Wohnstätte, Thum
- 62 Suchtklinik Haidehof, Gohrisch
- 65 Suchtkrankenhilfe in Sachsen

Ökumenische Diakonie

- 66 Spenden-Aktionen
- 67 Brot für die Welt
- 68 Solidaritätssparbrief „Eine Welt“
- 69 Hoffnung für Osteuropa
- 70 Katastrophenhilfe

Zahlen und Fakten

- 72 Statistik Diakonie im Freistaat Sachsen 2013
- 74 Ausgewählte Daten der Jahresrechnung 2012



...nämlich in der Lebensliga, in der es vom Schöpfer her eigentlich nicht vorgesehen ist, dass es Auf- und Absteiger gibt. Oder besser gesagt: Verlierer und Gewinner.

Zu dieser Überzeugung bin ich in den 43 Jahren meines Lebens gekommen. Dazu gehören viele Erfahrungen im Umgang mit Menschen, ein wohl-tuender Freundes- und Familienkreis und das, was ich vom christlichen Glauben bisher begriffen habe.

Mein Name ist Tobias Hupfer, ich bin Diakon mit den Ausbildungsstationen zum CVJM Sekretär, Gemeindepädagogen und Sozialpädagogen (FH). Seit über 6 Jahren arbeite ich bei der Diakonie Pirna als KirchenBezirksSozialarbeiter. In dieser Arbeit habe ich mit ganz verschiedenen Lebenswelten und Lebenssituationen von Menschen zu tun. Dabei spielen die von uns als Gesellschaft definierten Normen eine große Rolle. Wer ist arm und wer ist reich? Wer ist schlecht und wer ist gut? Wer kann dafür und wer hat recht? Wer braucht Hilfe und wer will helfen?

Diese Fragen mit verschiedensten Inhalten bewegen und bearbeiten zu dürfen, ist eine schöne Aufgabe. In der Arbeit mit Menschen ist es mir wichtig (geworden), ihnen in ihrer ganzen Würde zu begegnen. Dabei spielt es keine Rolle, ob es sich um Menschen in so genannten instabilen oder stabilen Lebenssituationen handelt.

Dem Nächsten auf Augenhöhe zu begegnen, ist für mich eine Glaubensüberzeugung mit Nachhaltigkeit.

In der KirchenBezirksSozialarbeit diene ich mit meinen Begabungen und den dazugehörigen Ausbildungen anderen Menschen und der diakonischen Arbeit in unseren Kirchengemeinden. Nicht nur das Wissen und darüber reden, zu was uns der christliche Glauben ermutigt (oder gar darüber zu streiten) ist mir wichtig, sondern es auch mit meinen Schwächen und Stärken zu leben. Dazu bin ich bewusst Diakon geworden und sehr dankbar, diesem Namen auch inhaltlich Gestalt als KirchenBezirksSozialarbeiter geben zu dürfen.

Tobias Hupfer





Ich glaube,
dass Menschen wertvoll
sind, egal was sie getan
oder nicht getan haben.

Jana Martin

Teamleiterin Schuldnerberatung Diakonisches Werk Marienberg

Ich bin Dipl.-Sozialarbeiterin/-pädagogin (BA) und arbeite schon seit 1996 beim Diakonischen Werk, erst im Rahmen von Praktika, dann als Praxisträger des dualen Studiums, später im Arbeitsverhältnis.

Ich war stolz, bei einem christlichen Träger studieren zu dürfen. Nach dem Studium habe ich für ein Jahr die Diakonie verlassen, um bei einem anderen, ebenfalls christlich geprägten Träger zu arbeiten. In diesem Jahr war Jesus im Kollegenkreis kein Thema, der Glaube der Mitarbeiter hatte keinen Raum. Er wurde auch nicht unterstützt und gefördert. Wieder eingestiegen bin ich beim Diakonischen Werk in die Arbeit mit psychisch kranken Menschen. 2006 wechselte ich in den Bereich der Schuldnerberatung. Diesen führe ich inzwischen als Teamleiterin.

In den vergangenen Jahren beobachtete ich immer wieder die Ambivalenz der Rolle des Diakonischen Werks als christlicher Träger mit seinem Leitbild und in der Rolle des wirtschaftlichen Unternehmens. Trotzdem sehe ich die Bemühungen und deren Ergebnisse, das diakonische Leitbild in unserem Diakonischen Werk umzusetzen. Viel Wert wird auf die Dienstgemeinschaft gelegt. Jesus hat hier nicht nur einen Platz in unserem Herzen, sondern auch mitten im Team. Wir begegnen uns mit Vertrauen, unvoreingenommen und unterstützen einander.

Natürlich ist kein Mitarbeiter perfekt, sondern wir sind alle nur Menschen mit Stärken und Schwächen. Verständnis füreinander gehört also in gleichem Maß wie Vertrauen dazu. Dies schließt auch die Vorgesetzten und den Vorstand mit ein. Denn je höher die Verantwortung im Diakonischen Werk, desto größer ist die Ambivalenz zwischen den Anforderungen von Kostenträgern, wirtschaftlichen Zwängen, Vereinsmitgliedern, Mitarbeitern und Hilfesuchenden.

Schade ist es, dass der Anteil an christlichen Mitarbeitern tendenziell abnimmt. Ich bin dankbar, dass mein Team in der Schuldnerberatung aus Christen besteht, deren Lebendigkeit im Glauben zu spüren ist. Hilfesuchenden in der Beratung können wir unvoreingenommen begegnen.

Ich glaube, dass Menschen wertvoll sind, egal was sie getan oder nicht getan haben, ob sie Arbeitnehmer, ALG-II Empfänger, jugendlich, älter, alleinlebend, alleinerziehende Mutter von vielen Kindern, Vater von vielen Kindern außerhalb der Familie oder Straftäter sind und aus welchen Gründen sie in eine Überschuldungssituation geraten sind.

Ich denke, dies ist in unserer alltäglichen Arbeit zu spüren. Menschen, die unsere Beratungsstelle aufsuchen, haben oft eine schwere Last zu tragen. Sie schämen sich für ihre Schulden, wollen nicht einmal mit den Eltern, den Kindern, den Geschwistern, manchmal sogar dem eigenen Ehepartner darüber reden. Sie schweigen. Sie haben Angst vor Verurteilung, Unverständnis, Vorwürfen.

Wir nehmen die Menschen an, wie sie sind, mit ihren Möglichkeiten und Grenzen. Im Beratungsalltag liegt mir folgende Aussage am Herzen:

„Urteile über niemanden, in dessen Schuhen du noch nicht gelaufen bist“.

Diese wirkliche Akzeptanz des Gegenübers kann die Grundlage für den Beratungsprozess bilden: Vertrauen. Ich bin dankbar, dass ich auch Vertrauen in meine Kollegen haben darf, die mir auch mal etwas zusagen, Mut machen, wenn man an sich selbst zweifelt, dass ich sein darf wie ich bin, mit meinen Stärken/Schwächen. Es ist nicht selbstverständlich und wenn es wie in unserem Team gelingt, ist das ein Wesenszug der Diakonie.

Jana Martin

Offene Sozialarbeit der Diakonie Sachsen

KirchenBezirksSozialarbeit

In jedem Kirchenbezirk und Landkreis halten die Diakonischen Werke und Stadtmissionen mindestens je eine Fachstelle der KirchenBezirksSozialarbeit (KBS) vor, insgesamt sind es 30 in ganz Sachsen. Hauptsächlich bieten sie Allgemeine Soziale Beratung (ASB) in einer Beratungsstelle sowie Projektarbeit im Stadtteil bzw. der engeren Region im Landkreis an. Letzteres geschieht zunehmend in enger Zusammenarbeit mit den Kirchengemeinden vor Ort.

In der ASB ging es hauptsächlich um finanzielle Sicherung, um die Richtigkeit von Bescheiden des Jobcenters, um Fragen zur Miete sowie um gesundheitliche Fragen, die sich durch Überlastung, Verzweiflung und Ausweglosigkeit stellten. 3.718 Hilfesuchende wurden beraten, die meisten waren 25–45 Jahre alt, hatten Erwerbseinkommen sowie SGB-II-Leistungen und waren weiblich (74 %). So nahm einen großen Teil der Beratung die Unterstützung bei der Beantragung einer Mutter-Kind-Kur ein – eine bewilligte Kur stabilisiert erfahrungsgemäß die gesamte Familie. Allein diese Hilfe hat sich in den letzten drei Jahren verdoppelt. Die KBS übernahm auch umgehend wieder die Hochwasserhilfe, als im Sommer Menschen wieder von Schäden betroffen waren.

Es zeigt sich, dass die KBS ein flächendeckendes Angebot ist, um in Zusammenhang mit den vielfältigsten Notlagen und in Akutsituationen beraten und helfen zu können.

Leider betrifft es auch Schwierigkeiten, die lediglich durch mangelnde Beratung zuständiger Behörden wie z. B. der Jobcenter oder Krankenkassen entstehen. Die öffentlichen Stellen sollten daher ein unabhängiges Beratungsangebot wie dieses offensiver unterstützen und ihrer eigenen Beratungspflicht besser nachkommen.

Schuldnerberatung

In den Beratungsstellen der Schuldnerberatung (SB) sind verschiedene Angebote zur Überwindung der Ver- und Überschuldungssituation zusammengefasst, die jedoch alle in ein ganzheitliches Konzept der sozialen Schuldnerberatung eingebunden sind: Insolvenzberatung mit außergerichtlicher Einigung, Präventionsangebote, Ausstellen der Bescheinigungen für ein Pfändungsschutzkonto etc..

In den 14 SB mit zusätzlichen 5 Nebenstellen wurden 3.762 Fälle kontinuierlich beraten, wobei Männer und Frauen jeweils mit 50 % vertreten waren. Die meisten waren 26–45 Jahre alt. In der Gesamtbevölkerung sind Jugendliche mit 8 % vertreten, in den SB waren es mit 15 % fast doppelt so viele. Gemeinsam mit ihren Eltern waren 1.215 Kinder von Überschuldung betroffen.

Um die Marktmechanismen durchschauen zu können, müssten Kinder und Jugendliche sehr frühzeitig finanzielle Bildung erhalten – doch dieses Bildungsangebot ist weder flächendeckend noch strukturell verankert. Andererseits bedarf es klarer gesetzlicher Regelungen bei der Kreditvergabe sowie gesetzlicher Einschränkungen für Inkassounternehmen.

Menschen durch fehlende Regelungen in eine Überschuldungssituation zu bringen – dies gilt auch für Versicherungsabschlüsse – ist noch viel zu einfach möglich. Auch für die Schuldnerberatung bedarf es dringend einer grundsätzlichen Regelung, die die einzelnen Instrumente zur Beratung – siehe oben – und damit Entschuldung zusammenbringt.





● **Fachstellen KirchenBezirksSozialarbeit**
 Ev.-Luth. Landeskirche Sachsens –
 Kirchenbezirke Stand 01.01.2013

Wohnungslosenhilfe

„Unbekannt verzogen“?! – Lebenslagen wohnungsloser Menschen verschärfen sich

Wohnungslose Menschen sind arm und deshalb ist oftmals zunächst die Versorgung mit Essen und Bekleidung im Blick. Allerdings benötigen sie vorrangig Hilfe, sind verzweifelt, ausgegrenzt und resigniert und nicht in der Lage, sich allein aus der Wohnungs-/Obdachlosigkeit wieder heraus zu arbeiten. Aus diesem Grund sind entsprechende Hilfeangebote gesetzlich verankert – nach dem jedem Menschen, der sich in besonderen sozialen Schwierigkeiten befindet, persönliche Hilfe zusteht (Sozialbuch XII, §§ 67 ff).

Der Schwerpunkt der diakonischen Wohnungslosenhilfe liegt deshalb auf diesen gesetzlich verankerten Hilfeangeboten wie

Angebot	Anzahl
Kontakt- und Beratungsstellen	7
Tagestreffs	6
Straßensozialarbeit	2
Ambulant betreutes Wohnen	449
stationär betreutes Wohnen	27

Seit 2004 stieg die Anzahl der Hilfesuchenden von 1.537 auf nun 2.365 – parallel dazu wuchs auch die Anzahl der mitbetroffenen Kinder – auf inzwischen 461. Die meisten wohnungslosen und von Wohnungslosigkeit bedrohten Menschen sind alleinstehende Männer (66 %), wobei der Frauenanteil stetig steigt. Die meisten Hilfesuchenden haben keine Arbeit und befinden sich deshalb im SGB-II-Leistungsbezug. Für den Wohnungsverlust waren Mietschulden der Hauptgrund, was – in Verbindung mit Arbeitslosigkeit – auf Einkommenseinschränkung hinweist.

Aus diesem Grund ist der soziale Anspruch an die Wohnungspolitik wieder zu verstärken, damit es nicht nur noch Wohnungen gibt, die als Ware den Mechanismen des Marktes unterworfen sind: Zunehmend sind die Zugänge zu Wohnungen versperrt, denn schon allein eine fehlende Mietschuldenfreiheitsbescheinigung oder ein negativer Schufa-Eintrag verhindern eine mögliche Anmietung. Eine Wohnung muss jedoch Bestandteil der Existenzsicherung sein. Kommunen und Landkreise sollten daher ausreichend sozialen Wohnraum zur Verfügung haben, den sie dann entsprechend belegen könnten. Parallel dazu sollten die Jobcenter aktiv daran arbeiten, auch für Menschen mit besonderen sozialen Schwierigkeiten Zugänge zu Beschäftigungsangeboten zu schaffen – deren Interesse zeigt sich an den bereits jetzt „überbuchten“ diakonischen Fahrrad- und Holzwerkstätten.

Rotraud Kießling
 Referentin Offene Sozialarbeit

Ich glaube,
dass die Diakonie auch
dem Lebensfaden der
Mitarbeitenden Halt
geben sollte.

Pia Kaiser
Bereichsleiterin Diashop-Möbeldienst Auerbach



Zu DDR-Zeiten hat Pia Kaiser Finanzkauffrau gelernt und in einem Steuerbüro gearbeitet. Die Wende ist an ihr vorbeigegangen. Die Geburt ihrer Tochter 1988 – „das war für mich das einschneidende Ereignis. Meine Wende war das Kind und ich wollte unbedingt drei Jahre zu Hause bleiben“, erinnert sich die zierliche blonde Frau schmunzelnd.

Natürlich habe sich die Wende dann auf ihr Leben ausgewirkt. „Ich wurde arbeitslos – DDR-Steuerrecht war ja nicht mehr gefragt. Ich hätte eine Anstellung in einem Steuerbüro bekommen können, doch dafür wäre eine Umschulung zum westdeutschen Steuerrecht notwendig gewesen und dazu hätte ich in den Westen gemusst. Das ging nicht – mit dem Kind. Ein Bekannter überredete mich, es mit Versicherungen zu versuchen. Auch hier: Schulungen – aber am Abend. Ich musste mich selbständig machen, scheiterte aber kläglich. Klinkenputzen lag mir nicht. Ich erhielt eine ABM in einer Gemeindeverwaltung. DAS war es! Diese Arbeit machte total Spaß und passte super! Nach einem halben Jahr war alles vorbei – ABM ausgelaufen, Verlängerung oder Einstellung nicht möglich. Doch ich erhielt eine neue Chance und ab 01.06.1994 eine ABM in der Kirchlichen Erwerbsloseninitiative Auerbach (KEA) im Kirchenbezirk Auerbach.“

Die KEA war erst im Oktober 1993 gegründet worden und hatte sich zum Ziel gesetzt, erwerbslosen Jugendlichen eine Chance zu geben und sie bei Arbeits- und Wohnungssuche zu unterstützen. Schnell wurde deutlich: Kein Geld – keine eigenen Möbel für diese oft erste eigene Bude. Andererseits gab es zu dieser Zeit einen riesigen Überschuss an ausgemusterten DDR-Möbeln. Schnell entstand die Idee, einen sozialen Möbeldienst zu gründen, welcher Bedarf auf der einen und Überschuss auf der anderen Seite vermittelt. Diesen Möbeldienst gibt es bis heute.

„Von Anfang an war ich Leiterin dieses Arbeitsbereiches – angefangen mit 4 ABM-Kräften und einem klapprigen VW-Bus, bis heute – einem zeitgemäßen Möbeldienst für Jedermann mit 4 Filialen im gesamten Vogtlandkreis, einem Fuhrpark mit 4 modernen Kastenwagen und ca. 20 sozialversicherungspflichtig Beschäftigten,“ erzählt Pia Kaiser nicht ohne Stolz.

Doch die 20 Jahre waren nicht immer rosarot und himmelblau. Die KEA war eine Einrichtung des Kirchenbezirks und so erfolgreich, dass sie dem Kirchenbezirk über den Kopf wuchs. Neben Jugendwerkstatt und Möbeldienst gab es inzwischen noch viele weitere Maßnahmen: Ein Statt-Café entstand als Kinder- und Jugendtreff, es gab Gemeindesozialbetreuung – zu vergleichen mit den heutigen Alltagsbegleitern, ein Waldprojekt, die Zusammenarbeit mit der Jugendgerichtshilfe und Angebote, jungen Straftätern die Chance einzuräumen, ihre Sozialstunden abzuleisten.

Außerdem begann ein Projekt für betreutes Wohnen für Jugendliche und es existierten verschiedene Beratungsstellen.

Man stand vor der Frage, künftig als eigener Verein zu arbeiten oder einen neuen Träger zu suchen. Die Entscheidung fiel für das Diakonische Werk Auerbach e.V.. Die Strukturen dieses Werkes waren bereits zu dieser Zeit an Fachbereichen ausgerichtet. Daher entschieden Aufsichtsrat und Vorstand, die KEA als eigenständigen Bereich aufzulösen und die einzelnen Arbeitsbereiche den bestehenden Fachbereichen zuzuordnen. So wurde die KEA zerschlagen. Die Beratungsstellen kamen zu den Diakonie-Beratungsstellen, die Jugendwerkstatt zur Werkstatt für Menschen mit Behinderung. Und der Möbeldienst? Der passte so gar nicht in das Konzept der Fachbereiche. Wiederum war auch der in den vergangenen 9 Jahren zu einer wichtigen Anlaufstelle für viele Bürger geworden und die Nachfrage wurde immer größer. Einfach so schließen ging also nicht. Andererseits war bereits zu dieser Zeit klar, dass die „goldene“ ABM-Zeit längst vorbei war und die Finanzierung immer schwieriger wurde. Aufsichtsrat und Vorstand kamen zu einer – für das Jahr 2003 sehr außergewöhnlichen und zugleich mutigen Entscheidung: Der Möbeldienst wurde dem zu dieser Zeit noch sehr kleinen Tochterunternehmen der Diakonie Auerbach, der gemeinnützigen Gesellschaft für soziale Unternehmungen, kurz gGsU, zugeordnet.

Die gGsU wurde bereits 1997 mit Beschluss des damaligen Vorstandes des Diakonischen Werkes Auerbach als Tochterunternehmen ausgegründet. Dies zum Einen mit dem Anliegen, anfallende handwerkliche Leistungen innerhalb der einzelnen Einrichtungen des Diakonischen Werkes durch einen eigenständigen Arbeitsbereich ausführen zu lassen, der organisatorisch selbständig, flexibel durch kurze Wege und finanziell günstig arbeitet. Dabei sollten besonders Menschen mit Handicaps zum Einsatz kommen, die durch die Netze von WfbM und erstem Arbeitsmarkt fielen. Zum Anderen war bereits zu diesem Zeitpunkt klar, dass die vorgesehenen Leistungen wie Rasenmähen, Winterdienst, Gebäudereinigung und Hausmeisterdienste sich auch im eigenen Laden rechnen und mit anderen Anbietern konkurrieren mussten. Die Zahlung eines Tariflohnes für diese Arbeit und das eingesetzte besondere Personal hätte schnell das wirtschaftliche Aus bedeutet.

Um einen Kompromiss für beide Seiten zu ermöglichen, wurde sich dem allgemeinen Markt angepasst und eine ortsübliche Entlohnung, angelehnt an Richtwerte der einzelnen Branchen eingeführt. Eine wirtschaftlich weise, sozial jedoch bis heute sehr umstrittene Entscheidung.

Etwa 5 Jahre arbeitete die gGsU bereits mit einer kleinen Gruppe von Männern und Frauen, die aufgrund gesundheitlicher Einschränkungen nicht mehr die auf dem ersten Arbeitsmarkt notwendigen 100 % leisten konnten. Schnell war klar, diese Menschen wollen arbeiten auch wenn sie nur 50, 60 oder 70 % der Leistung eines gesunden Kollegen erbringen können. Anträge zum Ausgleich dieser sogenannten Minderleistung wurden beim damaligen Amt für Familie und Soziales – dem heutigen Integrationsamt – gestellt, Unterstützung durch das Arbeitsamt für die Beschäftigung dieser Menschen eingefordert. Eines der ersten Integrationsunternehmen in Sachsen war geboren. Nun hieß es, die strengen Anforderungen an ein solches Unternehmen konsequent einzuhalten, denn Integrationsunternehmen und Integrationsprojekte sind in den Paragraphen 132 ff des 9. Buches des Sozialgesetzbuches (SGB IX) definiert. Sie haben das Ziel, Arbeitsplätze für Menschen mit und ohne Behinderung zu schaffen, beschäftigen mindestens 25 % und maximal 50 % schwerbehinderte Menschen in sozialversicherungspflichtigen Arbeitsverhältnissen, erhalten nicht mehr und nicht weniger laufende Unterstützung als andere Unternehmen des ersten Arbeitsmarktes, unterliegen den allgemeinen Markt- und Wettbewerbsbedingungen, und sind rechtlich und wirtschaftlich selbstständige Unternehmen.

Die Arbeitsbedingungen im Integrationsunternehmen sind mit denen auf dem ersten Arbeitsmarkt vergleichbar. Menschen mit geistiger, körperlicher oder psychischer Behinderung erhalten hier die Möglichkeit, eine Arbeit zu erlernen und auszuführen und ihr Arbeitsverhalten zu trainieren – auch in der Zusammenarbeit mit Kolleginnen und Kollegen ohne Behinderung.

In diesen fest abgesteckten Rahmen hieß es nun im Jahr 2003 den Möbeldienst zu integrieren. Keine leichte Aufgabe, wurde dieser doch bis dahin ausschließlich mit gesunden, meist für ein Jahr befristet angestellten Männern betrieben. Nun sollten diese schweren Arbeiten plötzlich Menschen ausführen, welche bereits gesundheitlich eingeschränkt waren? Eine Frage, die bis heute noch oft von Kunden und Partnern gestellt wird. Es war tatsächlich anfangs nicht einfach und ist es bis heute nicht, Mitarbeiter zu finden, die trotz ihrer gesundheitlichen Probleme die anstehenden Aufgaben bewältigen können. Doch man lernte schnell, dass es unglaublich viele Arten von Einschränkungen gibt und eine gute Kombination dieser Handicaps, unterstützt durch Mitarbeiter ohne Einschränkungen ein arbeitsfähiges Team ermöglichen. So arbeiten bis heute Menschen mit psychischen Erkrankungen Seite an Seite mit Kollegen mit künstlichen Gelenken, werden Männer mit Hör- oder Sprachstörungen, Lernschwächen oder geistigen Einschränkungen zu Kollegen. Selbst für Mitarbeiter mit Rückenproblemen oder Diabetes konnten Einsatzfelder gefunden werden, die es ihnen ermöglichen, im Rahmen

ihrer Kräfte und Fähigkeiten hohe Leistungen zu erreichen. Offenheit im Umgang mit den Handicaps, gegenseitiges Vertrauen und Verständnis sind unabdingbare Voraussetzungen für dieses gemeinsame Tun. Und noch etwas ist wichtig:

Wertschätzung der Leistung jedes Einzelnen.

„Was ich schon bemerke: Die Mitarbeitenden sind nach wie vor dankbar, hier arbeiten zu können. Sie wissen, dass es oft ihre letzte Chance ist. Und dennoch fehlen manchmal Konzentration und Engagement – zum Einen wohl krankheitsbedingt, zum Anderen liegt es wohl an der ständig steigenden Reizüberflutung und den zunehmend bürokratischen Hürden, die den Menschen insgesamt verändern und belasten“, merkt Pia Kaiser kritisch an.

„Mein Job ist es, meinen Mitarbeitenden klar zu machen, dass mitarbeiten allein nicht reicht – sie müssen schon mitziehen. Mittlerweile haben wir vier Filialen, die sich sehen lassen können. Wir können nicht stehenbleiben und uns auf unseren Lorbeeren ausruhen. Wir müssen mit der Zeit gehen. Das Thema Qualität im Dienstleistungsbereich – da haben wir auch als Firma noch Luft nach oben. Aber wir waren immerhin so überzeugend, dass wir bisher überlebt haben“, sagt sie selbstbewusst.

Der Möbeldienst ist heute mit vier zum Teil sehr großen Filialen im gesamten Vogtland vertreten und zu einer bekann-

ten Adresse geworden, wenn es darum geht, gebrauchte Möbel loszuwerden bzw. für geringes Geld zu erwerben oder Hilfe bei Umzügen, Wohnungsberäumungen oder Haushaltsauflösungen in Anspruch zu nehmen.

Diese enorme Entwicklung des Möbeldienstes, aber auch der gesamten gGsU war für Pia Kaiser im Jahr 2009 der Anlass, nach Möglichkeiten zu suchen, sich vor allem nach außen zeitgemäßer zu präsentieren. Mit der Entwicklung der Logos DIAfit, DIAshop, DIAhome und DIAclean, später ergänzt durch DIAdrive, DIAlease und DIArent wird seitdem zum Einen die Vereinigung der verschiedenen Arbeitsgebiete unter dem Dach der gGsU dargestellt, zugleich aber auch ein Bekenntnis zum Träger der Einrichtung, dem Diakonischen Werk Auerbach abgelegt.

Dennoch hat sie das Gefühl, dass es hier noch großen Nachholbedarf gibt. Es wäre wünschenswert, dass die gGsU mit ihren verschiedenen Arbeitsbereichen von den Einrichtungen der Diakonie noch mehr Anerkennung und Akzeptanz erhält, dass auch die Mitarbeiter die Leistungen noch mehr in Anspruch nehmen und somit dem Ganzen noch mehr Halt und Sicherheit – auch der Arbeitsplätze – geben würden.

Auch das Thema Gesundheit schwebt über ihr wie ein Damoklesschwert: „Die Leute kommen ja schon krank zu uns und sie werden durch die Arbeit nicht gesünder. Manchmal habe ich ein schlechtes Gewissen, ob ich die Leute nicht

doch zu sehr überfordere. Es bleibt eine Gratwanderung: Da ist einerseits der Markt mit immer höheren Anforderungen und Ansprüchen und andererseits gibt es die gesundheitlich angeschlagenen Menschen. Die Arbeit ist ein Lebensbestandteil und sie gehört selbstverständlich dazu. Das ist auch bei der Diakonie so. Doch auch als Arbeitgeber muss die Diakonie nicht nur dem Lebensfaden der Menschen ‚draußen‘ einen Halt geben. Das muss sie auch für ihre Mitarbeitenden tun“, sagt sie selbstkritisch.

Das gelte auch für sie selbst. Schon manchmal habe sie das vermisst. Doch auch ihr Glaube gebe ihr Halt und die nötige Zuversicht, voranzugehen. „Ich hab schon noch den Drang etwas zu bewegen – vielleicht eine 5. Filiale oder was ganz Neues – aber allein schaffe ich es nicht. Ich brauche dazu eine Leitung, die hinter mir steht und Mitarbeiter, die mitziehen.“

Sigrid Winkler-Schwarz/Pia Kaiser



Als junger Mensch habe ich viele Jahre ehrenamtlich in der evangelischen Kinder- und Jugendarbeit des Landkreises Annaberg gearbeitet – vor diesem Hintergrund kristallisierte sich mein Wunsch heraus, auch später im Beruf lieber mit Menschen als mit Maschinen arbeiten zu wollen.

Zusätzlich bestärkt in dieser Haltung hat mich mein Zivildienst im ambulanten Pflegedienst bei der Diakonie. Ich begann ein Studium an der Evangelischen Hochschule für Soziale Arbeit in Dresden. Durch ehrenamtliche Mitarbeit im Wohnungslosennachtcafé der Dresdner Kirchgemeinden begann ich mich zunehmend für den Arbeitsbereich Wohnungslosenhilfe zu interessieren. Ich wählte diesen Ausschnitt sozialer Arbeit als Studienschwerpunkt aus und schrieb meine Diplomarbeit über „Wohnungslosigkeit im ländlichen Raum“.

Jetzt arbeite ich seit reichlich zehn Jahren in der professionellen Wohnungslosenhilfe des Diakonischen Werkes – Stadtmission Dresden e.V. Dort bin ich sowohl in der Einzelfallhilfe als direktes Gegenüber für den einzelnen Menschen tätig, in meiner Funktion als Bereichsleiter darüber hinaus aber auch in verschiedenen Gremien vertreten, die sich mit Wohnungslosigkeit beschäftigen. Hier geht es z.B. um den Versuch, über Vertreter des Stadtrates politischen Einfluss

auf die strukturellen Ursachen von Wohnungslosigkeit zu nehmen und die Stadt Dresden an ihre Unterbringungs-pflicht für wohnungslose Menschen zu erinnern, wenn diese wieder einmal mangels vorhandener Unterbringungs-kapazitäten auf das freiwillige und zusätzliche Angebot der Nachtcafés als Ersatz für die per Rechtsanspruch gesicher-te Unterbringung durch die Kommune verweist.

Ich werde oft gefragt, warum ich ausgerechnet mit einem Personenkreis arbeite mit dem im Allgemeinen die wenigsten etwas zu tun haben wollen. Meine Antwort: „Weil ich gerade in diesem Bereich mit unheimlich interessanten Menschen und spannenden Lebensgeschichten zu tun habe!“ Ich frage mich in meiner Arbeit häufig, was ich wohl in der einen oder anderen Situation getan hätte, wenn ich sie erlebt hätte. Ob ich wohl ebenso viel Demütigung ertragen hätte, so viel Überlebenswille aufgebracht hätte und immer noch motiviert an einer Veränderung meiner Lebens-lage arbeiten würde oder mich längst aufgegeben hätte.



Natürlich gehört zu meiner Arbeit auch das Kennenlernen von tragischen Schicksalen, das Erleben von tief verletzten und verzweifelten Menschen in existenziellen Notsituationen oder die Konfrontation mit bewusst praktizierter Ausgrenzung und Ungerechtigkeit. Aber genau das ist aus meiner Sicht ein Kernthema diakonischer Arbeit: Ich sehe unsere Aufgabe darin, genau für die Menschen da zu sein, die sonst keiner will, die am Rande stehen, die überall nur Ablehnung erleben. Diesen mit Würde und Respekt als Menschen zu begegnen, sie in ihren oft extrem schwierigen Lebenssituationen zu begleiten, sich gemeinsam für ihre Rechte einzusetzen und sie dabei zu unterstützen, ein möglichst selbständiges Leben führen zu können, sehe ich als elementare Bestandteile meiner Arbeit bei einem diakonischen Träger. Das hat für mich auch etwas mit meinem Glauben zu tun. Sehr nahe ist mir in diesem Zusammenhang der Satz von Dietrich Bonhoeffer: „Kirche ist nur dann Kirche, wenn sie für andere da ist!“. Ich glaube an die unveräußerliche, von Gott gegebene Würde eines jeden Menschen, ganz gleich wie er sich verhält, wie er aussieht oder wie er vielleicht riecht.

In meinem Alltag versuche ich deshalb, allen Menschen die zu uns kommen mit Respekt zu begegnen. Ich sieze zu Beginn grundsätzlich jeden, weil ich es als eine Respektlosigkeit empfinde, wenn jemand von zunächst völlig Fremden ungefragt geduzt wird, was viele unserer Klienten allerdings sehr häufig erleben (und zwar auch oder gerade von Sozialarbeitern). Mir ist wichtig zu versuchen, und das handhaben wir im Team alle so, dass jeder Mensch der zu uns kommt, unabhängig von seiner Vorgeschichte, seinem Aussehen usw. sich zunächst willkommen und als Mensch (und nicht als Nummer) behandelt fühlt. Das bedeutet nicht, dass es keine Spielregeln und Grenzen gibt, die mir wichtig

sind. Auch da nehme ich die Menschen insofern ernst, dass ich sie an geltende Regeln erinnere und ggf. mit Verletzungen dieser Regeln oder persönlicher Grenzen konfrontiere. Wenn beispielsweise jemand unter dem starken Einfluss von Suchtmitteln oder in sehr unhygienischem Zustand zum Beratungsgespräch kommt, dann ist für mich Respekt auch, das nicht zu ignorieren, sondern ihn höflich und in angemessener Form darauf anzusprechen und eine Verschiebung des Termins vorzuschlagen oder ihn auf das Angebot des Duschens und Wäschewaschens in unserer Einrichtung hinzuweisen.

Zum Glauben an die Würde jedes Menschen gehört in meinem Arbeitsbereich auch der Einsatz für verbriefte Rechte wohnungsloser Menschen, die ihnen häufig verwehrt werden. Hier ist aus meiner Sicht gerade die Diakonie gefragt, sich auch öffentlich gegen derartige Schieflagen einzusetzen und sich gesellschaftlich und sozialpolitisch dagegen und für die Wahrung der Würde und Rechte von wohnungslosen Menschen zu engagieren.

Es ist mein Wunsch, dass Gesellschaft und Öffentlichkeit sehr viel genauer wahrnehmen, was es eigentlich bedeutet, keine Wohnung zu haben. Und was das mit den Menschen und aus den Menschen macht. Da sind häufig wenig Sensibilität und viele Klischees zu beobachten („die wollen ja alle sowieso nicht“), ohne die vielleicht individuellen, meist aber auch strukturellen/gesellschaftlichen Hintergründe für eine derart schwierige Lebenssituation in den Blick zu nehmen. Wir beobachten z.B. seit Jahren eine stetige Zunahme der Wohnungslosigkeit im Altersbereich unter 25 Jahren, die sich zeitlich ziemlich genau mit der Einführung bzw. später erfolgten Verschärfung der Rechtsgrundlagen des SGB II („Hartz IV“) in Verbindung bringen lassen. Das führt dazu,

dass wir inzwischen seltener mit „klassischen Wohnungslosen“ zu tun haben, die als solche auch öffentlich erkennbar sind, sondern immer mehr mit Menschen arbeiten, die in der Öffentlichkeit niemand als „wohnungslos“ wahrnehmen würde, die das aber dennoch sind. Zu uns kommen eigentlich alle Klienten aus eigenem Antrieb und wollen etwas an ihrer Lebenslage ändern. Mit dieser Motivation arbeiten wir. Manchmal sind die Ziele zunächst sehr bescheiden, es kann schon ein Erfolg sein, dass keine Verschlimmerung der Situation eintritt und der jetzige Stand gehalten werden kann. Natürlich arbeiten wir aber mit vielen auch an konkreten Veränderungen der aktuellen Situation, sei es durch Sicherung eines regelmäßigen Einkommens, der Suche nach einer geeigneten vorübergehenden Unterkunft, dem Bezug einer neuen Wohnung, der Wiederherstellung bestimmter sozialer Kontakte zu ehemaligen Freunden oder Angehörigen usw.

Bei aller Schwere, die manche Arbeitskontakte und Geschichten, die in Gesprächen erzählt werden so mit sich bringen, hilft mir der humorvolle und kollegiale Umgang in unserem tollen und lebendigen Team sehr, die notwendige Leichtigkeit bei gleichzeitigem unbedingten Engagement aufzubringen, die für die Arbeitsfähigkeit in diesem Bereich notwendig ist. Es ist gewissermaßen ein immerwährendes Kunststück, nicht zynisch oder gleichgültig zu werden, die Balance hinzukriegen zwischen Nähe und Distanz, ohne „Helfersyndrom“ Herz zu haben und zu zeigen, sich einzusetzen und dennoch bei sich zu bleiben und die eigenen Grenzen nicht permanent zu überschreiten. Wenn mir das gelingt, kann ich mir gut und gerne vorstellen, noch weitere zehn Jahre in der Wohnungslosenhilfe tätig zu sein.

Sigrid Winkler-Schwarz



„Ich gehöre hier zwar mit meinen 32 Dienstjahren schon bald zum Inventar, aber die Kinder und die jungen Eltern haben mich frisch gehalten. Ich lebe hier mit den Kindern und das ist wunderbar, immer wieder überraschend und spannend. Ich fühle mich für die uns anvertrauten Kinder verantwortlich und ich weiß es sehr zu schätzen, wenn mir Eltern ihr Kind übergeben. Das ist eine Vertrauenssache und Vertrauen kann man nicht herbeireden!“

Verona Richter ist eine „altgediente“ Mitarbeiterin im Lukaskindergarten. Und tatsächlich, mit dem Wort „Dienen“ hat sie nicht die geringsten Schwierigkeiten: „Ich weiß: Mit dem Wort Dienen kann man heute keinen Blumentopf mehr gewinnen. Ich wurde 1979 noch zur Kinderdiakonin ausgebildet – uns wurde vermittelt, Diakonie heißt Dienen.“

Ihre erste Stelle als Erzieherin trat sie 1982 im Lukaskindergarten an: „Das war im Souterrain im Gemeindehaus der Lukaskirche. Die damaligen räumlichen Bedingungen sind mit den heutigen nicht zu vergleichen.“ Die hat sie heute: Der Neubau hinter dem Landeskirchenamt in der Hochschulstraße ist wunderbar und bietet Platz für 95 Kindergartenkinder – wähen die ehemaligen, mittlerweile sanierten, Räume im Gemeindehaus heute 28 Krippenkinder beherbergen.

„Es ist wundervoll, mit den Kleinen zu arbeiten. Sie brauchen Zuwendung, Vertrauen und eine verlässliche Bindung, um sich bei uns geborgen und sicher zu fühlen. Die Eltern sind uns dabei wichtige Partner. Sie sind aber auch sehr anspruchsvoll, sie wollen schon für ihre Kleinen ständigen Input. Wir sind kein Brennpunkt-Kindergarten, sondern haben hier hoch qualifizierte Eltern, die sehr bewusst mit ihren Kindern umgehen und entsprechend viel von uns erwarten.“

„In unserem Einzugsgebiet befindet sich eben auch der Campus der Universität. Wir hätten schon die Möglichkeit, in unsere doch sehr elitären Kreise auch benachteiligte Kinder mit hineinzunehmen. Das würde ihnen und den anderen sehr gut tun.“, ergänzt Manuela Herrmann.

Was hat sich in den vergangenen 32 Jahren alles verändert? Verona Richter denkt nach: „Zu DDR-Zeiten habe ich in einem kirchlichen Kindergarten gearbeitet, der zu 100 Prozent von der Kirche bezahlt wurde – allerdings für einen Minilohn, von dem ich nicht hätte leben können. Da brauchte es schon einen Mann mit einem ordentlichen Gehalt. Heute arbeite ich zwar immer noch in einem kirchlichen Kindergarten. Doch der finanziert sich zu 100 Prozent aus kommunalen und staatlichen Mitteln. Ich verdiene zwar jetzt wesentlich mehr – finde aber immer noch, dass das Gehalt dieser anspruchsvollen Arbeit nicht angemessen ist“, stellt sie fest. „Ja, im Ernst: Erzieherinnen verdienten viel mehr, als sie bekommen.“

Geändert hat sich auch nicht das christliche Profil: „Das leben wir, weil wir es im Herzen tragen. Schon mit den ganz Kleinen halten wir Andachten. Neulich ging es um Jesus, das Kind in der Krippe. Da fragte ein kleines Mädchen: „Und in welche Gruppe geht eigentlich Jesus?“ Kinder sind wunderbar, man erlebt so viel Schönes mit Ihnen – es ist ein Geben und ein Nehmen.“ Da sind sich Verona Richter und Manuela Herrmann einig: „Wir haben nie das Gefühl: Ach, heute musst Du auf Arbeit. Wir kommen jeden Tag gerne hier her und die Kinder sind unser Lebenselixier!“

„Leben ist Freude und Gott ist Liebe – das will ich den Kindern vorleben und ihnen vermitteln“, sagt Verona Richter und Manuela Herrmann ergänzt: „Was nicht heißt, dass es

keine Nöte, Ängste und Sackgassen gibt. Da lassen sich Kinder auch gar nicht betrügen – sie wissen das sehr genau und spüren mehr, als wir uns oft träumen lassen. Aber das feste Zutrauen, dass es aus allen Sackgassen auch wieder einen Weg raus gibt, das wollen wir vermitteln. Dafür wollen wir unsere Kinder stark machen und ihnen das auch vorleben“, ergänzt Manuela Herrmann.

Verona Richter schaut sie an und meint anerkennend: „Manuela hat aus einem etwas verstaubten Kirchenkindergarten, der über die Jahre wenig Innovation bekommen hat, wieder etwas frisches und wunderbar Lebendiges gemacht. Eben nicht nach der Devise: Das haben wir schon immer so gemacht und es hat ja auch nicht geschadet.“ „Ich war nur der passende Deckel“, wehrt Manuela Herrmann das Mitarbeiterinnenlob bescheiden ab. „Wir haben in Hirnforschung, Entwicklungspsychologie und hinsichtlich der pädagogischen Konzepte viele Fortbildungen gehabt - Kita hat natürlich was mit Fachlichkeit zu tun. Im Laienverständnis von Kirchenvorständen erscheint vieles nicht nötig – ist es aber doch. Denn eines muss man festhalten: Die Kinder haben sich verändert. Die großen Unterschiede zu früher sind nicht nur gefühlt. Natürlich brauchen Kinder das, was alle Kinder zu allen Zeiten gebraucht haben: Verlässlichkeit, Bindung, Liebe. Aber die Zeiten haben sich verändert und die Kinder mit ihr.“

„Wir müssen uns ständig weiterbilden, um mit den Kindern mithalten zu können. Was die alles wissen und welche Fragen sie stellen – gleichzeitig werden sie auf der Bewegungsebene viel zu oft eingeschränkt. Allein, die Auflagen, die der TÜV macht: Dort noch ein Geländer, hier noch ein Seil und bloß keine scharfen Messer...“, weiß Manuela Herrmann aus ihrer Erfahrung. Manche trauen sich auf kei-

nen Baum mehr zu klettern, dürfen nicht mehr allein durch die Pampa toben. Also viele Kinder sind schon morgens wenn sie kommen, energetisch so aufgeladen – die müssen erst mal ihrem Bewegungsdrang freien Lauf lassen“, meint Verona Richter.

„Die Kinder da abholen, wo sie sind – und wenn die gerade in einem unebenen Moment sind, dann darf das sein. Dann gehen sie eben erst mal ins „Flumiland“ um zu toben. Wenn ein Kind „stört“ – der Begriff stören ist übrigens völlig inadäquat – dann kann ich ihm sagen: Hier passt es gerade nicht, aber geh dich austoben oder, wenn du Ruhe brauchst, in den Ruheraum. Wir haben auch eine erwachsenfreie Zone – das ist gerade für Hubschrauber-Kinder wichtig, über denen ständig besorgte Erwachsene kreisen und schwer loslassen können. Eltern haben heute häufig zuviel Angst – dass ihren Kindern etwas passiert, dass sie nicht mithalten können in dieser extrem leistungsorientierten Gesellschaft. Doch Angst macht Kinder nicht stark – sie können ja gar nicht aus ihren Fehlern lernen, wenn sie nichts ausprobieren und dabei auch scheitern können.“

„Alleine die Bandbreite der Optionen und Möglichkeiten – sie verwirrt und lähmt Eltern wie Kinder. Wir sind verpflichtet, Kinder fit zu machen. Dazu brauchen sie aber Orientierung und vor allem das Wissen: Wer bin ich, was kann ich, was macht mich aus?“ Das herauszufinden sei schwierig und da bräuchten auch die Eltern Unterstützung. Man müsse den Eltern klarmachen, „dass wir hier keine omnipotenten Kinder erziehen können. Was wir wollen sind starke, selbstbewusste Kinder, die den Mut haben, im Leben mal den Weg ihres Herzens zu gehen. Das braucht Zeit und man darf nicht jedem Hype in der Gesellschaft nachgeben. Das Gras wächst nicht schneller, wenn du daran ziehst –

das sage ich den Eltern oft“, erzählt Manuela Herrmann. Dafür wirbt sie auch bei den Kirchenvorständen. „Man fühlt sich dort oft als Referentin. Ein Laiengremium als Arbeitgeber macht eine fachlich qualifizierte Arbeit nicht einfacher. Dabei sind Kitas doch der Schatz einer Kirchgemeinde. Auch Pfarrer, die heute ein mittleres Wirtschaftsunternehmen wie es eine Kita ist, führen sollen, sind häufig von dem hohen administrativen Aufwand überfordert.“


Ein hohes Lob zollt Manuel Herrmann ihren 20 Mitarbeiter/innen: Wenn wir nicht so ein klasse Team wären, wäre manches schwerer. „Krankheitstage, Urlaubstage, Weiterbildungstage – eine gute pädagogische Arbeit bei dem schlechten Personalschlüssel – mit der schlechtesten in ganz Deutschland – ist kaum zu bewältigen.“ Eigentlich sei es ein Unding, wie oft die Kita gezwungen sei, Notbetreuung anzubieten. „Das haben weder das Personal noch die Kinder verdient“, da sind sich Verona Richter und Manuela Herrmann einig. Der sächsische Betreuungsschlüssel sei ein Skandal. Aber außer regelmäßigen Aufschreien habe sich bisher nichts getan. „Da ist es schon ärgerlich, dass wir als kirchliche Mitarbeitende nicht streiken dürfen. Viele Erzieher/innen steigen halt aus Frust aus.“

Auch die gelernte Krippenerzieherin Manuela Herrmann tat das. Sie studierte in Mannheim noch mal Pädagogik und arbeitete in verschiedenen Einrichtungen im Westen. Aber dann – katastrophaler Personalschlüssel hin oder her – zog es die Meißnerin doch wieder zurück in die alte Heimat. „Zum Glück für uns und die Kinder“, kommentiert Verona Richter.



Ich glaube,
die Botschaft ist:
Gott liebt jeden
einzelnen von uns.

Verona Richter
Erzieherin im Lukaskindergarten Dresden



Ich glaube,
dass es kommt,
wie es kommen soll.
Es hat alles seinen Sinn.

Rona Diebel
Leiterin der Frühförderstelle
der Diakonie Westsachsen, Glauchau

„Wie gut, dass ich meistens sehr gelassen sein kann. Und wie gut, dass ich nach meiner Ausbildung zur Heilerziehungspflegerin erst mal zugegriffen habe – obwohl das eigentlich gar nicht mein Ding war – die Arbeit mit erwachsenen Menschen mit Behinderung. Doch schon zwei Wochen später hatte ich die Gewissheit, dass sich mein Traum erfüllt: Nämlich in einer Frühförderstelle mit behinderten Kindern oder Kindern, die von Behinderung bedroht sind, zu arbeiten.“

Rona Diebel muss im nachhinein noch immer staunen, dass sich trotz aller Umwege und scheinbarer Hürden ihr Berufswunsch erfüllt hat. Selbstverständlich war das nämlich nicht. Als die Wende kommt, ist sie gerade mit der Schule fertig. Im allgemeinen Drunter und Drüber begann sie eine Ausbildung zur Kellnerin. Vier Jahre arbeitet sie in diesem Beruf. Dann geht sie nach Erfurt, holt das Abitur nach und studiert Sozialpädagogik. Doch das Leben macht ihr einen Strich durch die Rechnung: Als sie gegen Ende des Studiums schwanger wird und während dieser Schwangerschaft schwer erkrankt, kann sie das Studium nicht beenden. Wieder gesund und einigermaßen stabil, beginnt sie die Ausbildung zur Heilerziehungspflegerin. Als sie fertig ist, spricht sie ein Mitschüler an, ob sie nicht bei der Diakonie Werda in einer Wohnstätte für Menschen mit Behinderung einsteigen will. Und erst dann kam das Angebot, in der Frühförderstelle Glauchau zu beginnen. Weil sich Rona Diebel als eine immer weiter Lernende versteht – „in Bewegung bleiben ist alles“ – belegt sie berufsbegleitend den Studiengang „Interdisziplinäre Frühförderung“ in Gera. So kann sie zwei Jahre später als ihre Vorgängerin in den Ruhestand verabschiedet wird, die Leitung der Frühförderstelle übernehmen.

„Ich habe in meinem Leben immer die Erfahrung gemacht, dass man sich nicht verrückt machen lassen darf, wenn etwas nicht gleich klappt. Man darf aber auch nicht aufgeben und muss dazu bereit sein, sich zu bewegen, wenn die Chance kommt. Ich bin und bleibe ein unruhiger Geist“, fasst Rona Diebel ihren beruflichen Werdegang zusammen.


Auch in Zukunft will sie dranbleiben und weiterlernen: Die Weiterbildung zum Inklusionscoach reizt sie sehr. „Inklusion ist doch das Zukunftsthema: Bisher entlassen wir unsere Kinder ja mit dem Schuleintritt aus der Frühförderung. Mit dieser Zusatzausbildung könnte ich in die Schulen gehen, und die Lehrer beraten, wie sie den Unterricht integrativ gestalten können, welche Materialien zur Unterstützung sinnvoll sind und überhaupt eine gute Schulübergangsbegleitung machen.“ Sie ist davon überzeugt, dass das für die Lehrer eine ganz notwendige Hilfestellung ist, weil in der Regelschule das Thema Inklusion eine Überforderung ist. Dabei nehmen die klassischen Behinderungen ja ab. „Kinder mit Down-Syndrom sind selten geworden. Sie kommen erst gar nicht mehr zur Welt. Leider. Das sind so tolle Kinder!“ Was zunimmt seien die Entwicklungsverzögerungen, die sich zu Behinderungen auswachsen können und frühkindliche Hirnschäden.

Problematisch sei dabei, dass Kinder unter einem Jahr keine heilpädagogischen Leistungen erhalten sollen. „Die Eltern sind oft schon resigniert und haben sich mit Ärzten und Ämtern verkämpft. Damit rechnet das Landratsamt, dann spart es Kosten. Und die Eltern haben natürlich Angst, vor Gericht zu gehen und scheuen die Gerichtskosten. Sie sind ja meist eh schon finanziell überbelastet.“ Die Argumentation der Ablehnung sei hanebüchen: „Was wollen Sie denn heilpädagogisch mit den Kindern machen? Die Förderung

bezieht sich doch auf Teilhabe am gesellschaftlichen Leben. Wo haben denn Kinder unter einem Jahr Teilhabe am gesellschaftlichen Leben?“ 80 Prozent „ihrer“ Kinder haben Entwicklungsverzögerungen, Sprachauffälligkeiten, motorische Unzulänglichkeiten, Verhaltensauffälligkeiten. Meist kommen sie aus einem einkommensarmen Milieu. „Diese Kinder kommen mit einer Überweisung vom Kinderarzt. Auch das sorgt oft für Verunsicherung: Die Mütter stehen mit der Überweisung in der Hand bei uns und fragen: Was geschieht hier? Was passiert jetzt? Wieso ist mein Kind behindert oder von einer Behinderung bedroht? Mein Kind ist doch ganz normal. Da müssen wir erst mal ganz viel Aufklärungsarbeit leisten.“ Die Mütter würden daher in die Therapie immer so weit wie möglich mit einbezogen. „Damit Vertrauen und Bindung auf seiten des Kindes entsteht. Es ist belastend und anstrengend, wenn man merkt, dass die Mütter daran überhaupt kein Interesse haben. Die Kinder erzählen ja auch nicht mehr davon, was sie erlebt haben, sondern nur noch von der Playstation. Oder von Filmen, von denen man weiß, dass sie abends um 23 Uhr gelaufen sind. Manche sind gerade drei Jahre alt und haben schon verfaulte Zähne.“

Rona Diebel beobachtet immer häufiger, dass Mütter mit der Erziehung ihrer Kinder total überfordert sind. „Sie wissen einfach nicht, was sie machen sollen.“ Andererseits seien manche Mütter so überhütend, dass sie den Kindern keine Luft zur Entwicklung lassen. „Diese Kinder sind ängstlich und trauen sich nichts zu.“ Doch für fast alle Kinder gälte, dass sie zu spät in die Frühförderung kommen. „Dann ist schon so viel schief gelaufen, was nicht hätte sein müssen. Das tut weh.“

Sigrid Winkler-Schwarz



Ich glaube,
dass wir
füreinander
ein Segen sind.

Ilona Lisowski
Schulleiterin der Förderschule Kleinwachau
des Sächsischen Epilepsiezentrum Radeberg

Seit fast 30 Jahren bin ich in der Behindertenhilfe tätig. Nie habe ich mein Wirken so empfunden, dass ich die Gebende und Lehrende bin und mein Gegenüber nur der Empfänger. Denn empfangen habe auch ich, ganz viel sogar. Ich habe gestaunt, gelernt, mich entwickelt, Respekt gezollt und in vielen Situationen auch nur bewundert. Nach 30 Jahren Berufserfahrung glaube ich fester denn je, dass Menschen füreinander ein Segen sind.

Glauben Sie das nicht? Dann kommen Sie doch einfach mit mir mit. Wir sind im Wohnbereich eines Heimes in Baden-Württemberg. Der Flur ist mit bunten Bildern geschmückt. Ich arbeite hier mit Erwachsenen, die eine geistige Behinderung haben. Es ist einer dieser Frühdienste, in dem ich noch so viel erledigen muss. Ein Blick auf die Armbanduhr verrät: die Zeit bis zur Abfahrt der Bewohner mit dem Werkstattbus ist wieder denkbar knapp.

Vor mir sitzt die fast 60-jährige Gertrud. „Trudel“ hat das Down-Syndrom und ich kaum Zeit. Ich binde ihr die Schnürsenkel zu. In diesem Moment streicht sie mir mit ihrer kleinen, rauen Hand über den Kopf und sagt: „Du Liebe!“ Verstehen Sie das?

Mein geringer Dienst, ja die selbstverständliche Ausübung dieses Teils meiner Arbeit auf der Wohngruppe wurde mit solch einer großartigen, segensgleichen Geste und diesem warmen Ausspruch beantwortet. Noch heute berührt mich diese Szene.

Wenn ich kraft- und mutlos bin, wenn ich an mir oder der Situation zweifle, dann denke ich an Trudel und diesen Moment. Das verleiht mir immer wieder Mut und Zuversicht und ich weiß dann genau, weshalb mich Gott in diese Arbeit gestellt hat: weil sie ein Segen für mich ist.

Heute arbeite ich an der Förderschule Kleinwachau, einem Haus in diakonischer Trägerschaft. Die Arbeit ist anstrengend und erfüllend zugleich. Ich gehe jeden Tag gern zur Schule. Das Kinderlachen, das fröhliche „Guten Morgen“ stecken an. Das Wachsen und die Entwicklung der Kinder zu verfolgen und dazu beitragen zu dürfen, beflügelt mich.

Die Arbeit im Schulsystem ist heutzutage schwierig geworden. Die förderlichen Voraussetzungen zum inklusiven Lernen im Freistaat Sachsen entwickeln sich sehr langsam, weichen zurück und sind mit vielen Bedenken und wenig Innovation besetzt. Aber auch hier glaube ich. Ja, ich glaube daran, dass ich es in meiner aktiven Berufszeit noch erleben werde, Kinder wohnortnah und gemeinsam einzuschulen. Ich glaube an das gemeinsame Lernen, die Fortsetzung von Schulfreundschaften zu Hause, das Verschwinden von Berührungängsten zu Kindern, die „anders“ sind. Ich glaube daran, dass wir ein Segen für unsere leistungsorientierte Gesellschaft sind. Wir werden uns wieder auf uns und unsere Mitmenschen in der Familie, der Nachbarschaft und im Team beziehen können. Denn ich glaube, dass wir füreinander ein Segen sind.

Ilona Lisowski

Ich glaube,

dass Jugendliche Menschen brauchen, die ihre Vielfältigkeit und eigenen Interessen schätzen und gemeinsam mit ihnen das Leben gewinnen wollen.

Anne Settgast

Sozialpädagogin, Kinder- und Jugendhaus Chilli

Hallo, ich arbeite im CVJM Dresden e.V. und dort im Bereich der offenen Kinder- und Jugendarbeit im Kinder- und Jugendhaus Chilli.

Wie es zu dem Namen „Chilli“ kam? Keine Ahnung! Denn das war vor meiner Zeit. Aber wenn ich aufgefordert wäre zu erklären, was es mit dem Namen auf sich hat, oder was er bedeutet, würde ich das so machen:

Der Name Chilli steht zum einen für das Haus und seine Möglichkeiten: Kickern, Musik hören und andere Musik kennenlernen, Fußball spielen, im Toberaum Kräfte messen, ein offenes Ohr finden, gemeinsam kochen und essen, kreativ werden und sein, Freunde treffen und neue Freunde finden... Eben CHILLEN, so sein wie man ist und einen Ort haben, um sich zu treffen.

Zum anderen steht der Name Chilli für die Besucher und Besucherinnen, die Kinder und Jugendlichen, die jeden Nachmittag in das Jugendhaus kommen und damit unserer Arbeit die Würze geben und für die wir all die abwechslungsreichen Aktionen und Angebote planen und möglich machen. Im vergangenen Jahr war da von A – wie Aktionswochen zu „Praktikum und Ausbildung“, Ü – wie Übernachtungsaktionen und S – wie Sommerferienprogramm bis zu W – wie „Wasserschlacht“ alles dabei. Ob Kids oder Teens – unser Haus ist immer voller Leben und diese jungen Menschen sind das Aroma des Chillis oder auch „Jugis“, wie sie es nennen. Denn für sie gibt es diese Einrichtung und durch sie lebt das Haus.

Und was hat das jetzt mit mir zu tun, warum arbeite ich hier? Ich denke, das liegt schon ein bisschen auf der Hand. Ganz einfach, weil ich die Arbeit mit jungen Menschen spannend finde und meiner Meinung nach auch die „Größeren Kinder“ Menschen brauchen, die sich für sie interessieren, für sie stark machen und einfach da sind. Ich persönlich finde, im Bereich der sozialen Arbeit kom-

men Jugendliche oft zu kurz. Viel wird in die frühkindliche Bildung, in Kindergärten und Schulen investiert, aber was sonst die Jugendlichen bewegt, wo sie ihre Freizeit verbringen und dass auch sie Ansprechpartner sowie Anlaufstationen brauchen, fällt manchmal hinten runter. Auch wenn es um Kürzungen geht, wird gleich dort angesetzt – bei den Jugendlichen. Also bei denen, die gerade den Bedarf nach Unterstützung und nach Räumen für ihre Weiterentwicklung und Sichausprobieren haben. Im CVJM Dresden wollen wir

„gemeinsam das Leben gewinnen“

und darin liegt außerdem eine Begründung für mich, hier zu arbeiten. Gemeinsam und nicht gegeneinander. Zusammen im Team arbeiten und nicht jeder für sich. Den Treff mit den Kindern und Jugendlichen gestalten und nicht nur für sie oder den Geldgeber. Jungen Menschen begegnen und ihre Interessen, Probleme und Freuden ernst nehmen und teilen. Dazu möchte ich auch kurz eine Geschichte aus meiner Arbeit erzählen:

Seit dem Beginn meiner Tätigkeit im Chilli vor knapp zwei Jahren bin ich mit vielen verschiedenen Kindern und Jugendlichen, Jungen und Mädchen in Kontakt gekommen. Mit einigen jungen Menschen habe ich mehr zu tun, denn ich bin nicht nur Mitarbeiterin im offenen Treff, oder Spielpartnerin beim Kicker, Billard, Tischtennis etc., sondern auch Ansprechpartnerin für unterschiedliche Probleme. Manchmal auch Vermittlerin in Konfliktsituationen.

Eine Besucherin lernte ich dabei gut kennen, denn sie kommt regelmäßig in den Treff. Dann fragt sie auch des öfteren nach einem Einzelgespräch mit mir, um Dinge, die sie bewegen, durchzusprechen, Erlebnisse zu erzählen oder einfach einen Rat zu bekommen. Das Mädchen besucht im Moment die 10. Klasse und schreibt sehr gerne selbst Liedtexte oder Gedichte, die sie aber nicht öffentlich macht, sondern nur einigen wenigen Menschen zum Lesen gibt.

Jedes Jahr im Herbst fahre ich zum Herbstmädchencamp, das ich mit drei anderen Sozialpädagoginnen in Neukirch durchführe. Jede von uns bringt fünf Mädchen aus ihrem Arbeitsfeld mit und gemeinsam verbringen wir eine Woche und bearbeiten in Workshops und anderen Angeboten ein spezielles Thema. Dieses Jahr lautete das Thema „Powergirls – aus starken Mädchen werden starke Frauen“.

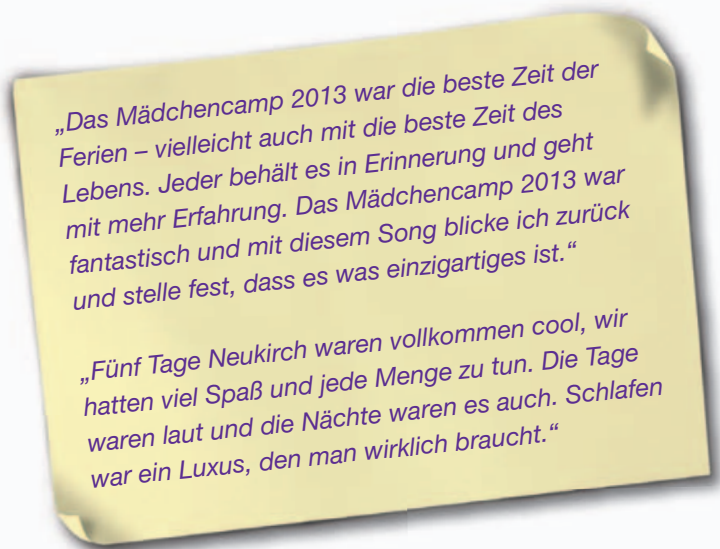
Das Mädchen von dem ich eben schon erzählte, wirkt oft schüchtern auf mich und auch wenig selbstbewusst. Außerdem ist sie eine sehr emotionale Person mit all den Stimmungen, die die Pubertät so hergibt. Daher beschloss ich, sie zu dem Mädchencamp einzuladen und ihr damit neue Erfahrungen mit gleichaltrigen Mädels zu ermöglichen. Überraschenderweise sagte sie nach einigen Überredungsversuchen meinerseits tatsächlich zu und meldete sich an. In dieser Woche konnte ich sie bei den Angeboten und Workshops gut beobachten. Ob Tanz- oder Wendoworkshop, übernachteten in einem Mehrbettzimmer, beim Mobbingworkshop oder bei den Kennlernspielen am Beginn des

Camps, sie nahm viele Herausforderungen an und beteiligte sich an manchen Angeboten sehr aktiv.

Natürlich lief nicht alles reibungslos – wir sind ja nicht im Märchen. Den einen oder anderen kritischen Moment sowie Streitereien gibt es bei 20 Mädels schon mal. Auch für dieses Mädchen war die ganze Woche nicht einfach, zumal sie mit einer Freundschaftsgeschichte von Zuhause gedanklich beschäftigt war und zuerst Schwierigkeiten hatte, sich in einem Mehrbettzimmer zurecht zu finden. Aber im Großen und Ganzen hatte ich den Eindruck, die Woche tat ihr gut und das Zusammenleben mit den anderen Mädchen bereitete ihr trotz mancher Schwierigkeiten Freude.

Am letzten Tag sollte ich dann darin bestätigt werden. Wir hatten gerade unsere Feedbackrunde beendet, da sagte sie plötzlich, sie habe einen Text über die Erlebnisse der Woche geschrieben und würde ihn der ganzen Gruppe gerne vortragen. Für mich war das ein sehr bewegender Moment in meiner Arbeit, denn ich hätte nicht gedacht, dass sie sich irgendwann traut, ihre selbstverfassten Texte einer größeren Gruppe vorzutragen. Ich war nach dem Vortrag sehr stolz auf sie und sagte ihr das auch. Dieser Text war sogar einer der Besten, die sie insgesamt geschrieben hatte und brachte die Woche so auf den Punkt, dass auch die anderen Mädchen und meine Kolleginnen begeistert waren. Wir kopierten diesen Text dann auch für jede Teilnehmerin zum Mitnehmen!

Nachfolgend einige Zeilen daraus:



„Das Mädchencamp 2013 war die beste Zeit der Ferien – vielleicht auch mit die beste Zeit des Lebens. Jeder behält es in Erinnerung und geht mit mehr Erfahrung. Das Mädchencamp 2013 war fantastisch und mit diesem Song blicke ich zurück und stelle fest, dass es was einzigartiges ist.“

„Fünf Tage Neukirch waren vollkommen cool, wir hatten viel Spaß und jede Menge zu tun. Die Tage waren laut und die Nächte waren es auch. Schlafen war ein Luxus, den man wirklich braucht.“

Und genau solche Momente machen aus meiner Arbeit mit den Kindern und Jugendlichen was Besonderes. Ich könnte noch einige Geschichten erzählen. Von Jugendlichen, bei denen sich neue Erfahrungen positiv auswirken, von Momenten, die durch kleine Erlebnisse den Arbeitstag zu einem unvergesslichen machen und von solchen Situationen, in denen ich mich manchmal frage: Und nun? Oder: Wie jetzt reagieren? Aber diese bunte und vielfältige Art der Jugendarbeit fasziniert mich und das ist es, weshalb ich diese Art von sozialer Arbeit mache: Wegen der Jugendlichen und für sie.

Und wie bin ich jetzt genau hier gelandet? In meiner Jugend habe ich mir oft einen Platz gewünscht, an dem ich die Freizeit mit meinen Freunden verbringen kann oder wo zusätzliche Menschen da sind, die ich ansprechen kann.

Ich wohnte bis zu meinem 14. Lebensjahr auf dem Dorf, das war auch schön, denn wir konnten den ganzen Tag draußen sein, aber viele in meinem Alter gab es nicht. Im Winter hatten wir größere Probleme, uns zu treffen, denn dann war es draußen kalt und in unseren Elternhäusern zu mehreren einzufallen, war auch nicht immer ganz einfach.

Obwohl es bei mir zu Hause meistens keine Probleme gab, sich zu treffen – ich war nicht immer scharf darauf, mit meinen Freunden in unserem Kinderzimmer zu sitzen! Denn zum einen war es nicht unbedingt groß und zum anderen habe ich es mit meinem jüngeren Bruder geteilt. Später, nach unserem Umzug in die Stadt, wurde es auch nicht besser. Denn auch dort gab es nur Treffpunkte, die draußen lagen; aber keinen Raum oder Haus, das wir nutzen konnten. Es gab zwei Jugendclubs in der Stadt, aber der eine war zu weit draußen und der andere wurde von älteren Jugendlichen bevorzugt. So behielt ich diesen Wunsch immer in mir und versuchte aus den Möglichkeiten, die ich hatte, das Beste zu machen.

Später, in der 8. Klasse, nahm ich an der Streitschlichter-ausbildung in meiner Realschule teil und lernte dort Sozialpädagogikstudenten von der Hochschule Roßwein kennen. Das war der Punkt, an dem das Studium für mich zur Idee wurde, die ich dann konsequent verfolgte. Durch die Streitschlichtertätigkeit kam ich mit vielen, auch jüngeren Schülern, in Kontakt. Ich bemerkte, dass diese Arbeit mir Spaß macht und nicht selten, dass die anderen Kinder und Jugendlichen sich – so wie ich selbst damals – auch Orte und Ansprechpartner wünschen, an denen sie sich ausprobieren und entfalten können.

In den folgenden Jahren meiner Ausbildung, Fachoberschule Sozialwesen und danach Studium, war immer die Arbeit mit Jugendlichen mein Ziel. Mein erstes Praxissemester in einer stationären Einrichtung für Jugendliche bestärkte mich darin noch.

Und so bin ich da gelandet, wo ich jetzt bin: In einem Jugendhaus und bei der offenen Jugendarbeit. Mal sehen, wo es mich noch hin verschlägt, aber momentan bin ich froh, zu so einem bunten und vielfältigen Haus und einem ebenso tollen Team zu gehören.

Anne Settgast

Ehrenamtlich und freiwillig in der Nächsten Nähe!

Eine steigende Anzahl von Freiwilligen – im „klassischen“ Ehrenamt, in der Sterntaler*Zeit, im Freiwilligen Sozialen Jahr (FSJ) und im dritten Jahr nun auch im altersoffenen Bundesfreiwilligendienst (BFD) – sind im vergangenen Jahr wieder in der Nächsten Nähe gewesen. Dafür sind wir sehr dankbar!

In jedem Jahr begegnen uns und den Mitarbeitenden und zu Betreuenden in den Einrichtungen verschiedenste Menschen. Diese Begegnungen sind für alle Seiten ausgesprochen wertvoll. Nicht alle Freiwilligen leisten Ihren Dienst aus einer religiösen Motivation heraus. Oftmals spielt der „Zufall“ eine Rolle, der Freundeskreis, eine spontane Kontaktanfrage oder der persönliche Kontakt zu Mitarbeitenden in einer Einrichtung. Aber alle begegnen in ihren Einsatzstellen, im Zusammenhang mit der pädagogischen Begleitung sowie bei den Fortbildungstagen und Seminaren einem christlichen Menschenbild und nicht wenige spüren, dass der Glaube prägt und durchaus lebendig und authentisch sein kann.

Die Freiwilligen geben bewusst oder unbewusst von dem, was Christen „Nächstenliebe“ nennen. Sie schauen nach einem Jahr zumeist dankbar zurück. Sie haben erlebt, dass die Erfahrung, über einen langen Zeitraum „in der Nächsten Nähe“ zu sein, persönliche Orientierung und tiefer gründenden Antworten mit sich bringen kann.

„Ich habe herausgefunden, was ich später machen möchte und danach meine Ausbildung gewählt. Ich möchte mein Leben damit verbringen. Ich habe gelernt, dass es möglich ist, unabhängig von seinem Aussehen und seiner Vergangenheit bedingungslos akzeptiert und angenommen zu werden. Ich habe meine Liebe zu den Kindern entdeckt. Ich habe gelernt, in einem Kollegium zu arbeiten und habe wertvolle Praxiserfahrungen gesammelt. Vorher wusste ich nicht, was ich machen möchte. Das FSJ hat den Wunsch in mir wachsen lassen, Erzieherin zu werden. Darauf arbeite ich jetzt auch hin. Ohne das FSJ wäre mein Berufswunsch wahrscheinlich immer noch unklar.“

Clarissa, Kita, 17 Jahre

„Die Arbeit auf dem Friedhof macht mir große Freude, und die anfallenden umfangreichen Arbeiten sind zum Wohle der Besucher und auch Nutzer. Ich konnte schon viel Neues lernen, und die Arbeit hat mich gestärkt. Bei der Arbeit fand auch ein reger Kontakt mit den vielen Besuchern des Friedhofes statt, und ich konnte neue Erfahrungen sammeln und meine Kenntnisse erweitern. Die gute Zusammenarbeit mit den Mitarbeitern und ein gutes Arbeitsklima sind für meine Persönlichkeit sehr wohltuend und motivierend. Meinerseits besteht sehr großes Interesse, weiterhin als Bundesfreiwilliger auf dem Friedhof zu arbeiten.“

Herr K., Kirchgemeinde, 34 Jahre

„In meinem FSJ habe ich vor allem gelernt, Verantwortung zu übernehmen, etwas offener auf Andere zuzugehen, stressige Situationen gut zu meistern und einfach meinen Weg zu gehen und mich nicht davon abbringen zu lassen, egal wie hart es manchmal ist. Das FSJ hat meine berufliche Entscheidung sehr stark beeinflusst – ich wusste davor nicht so recht, was ich machen soll, auch wenn ich wusste, dass mir die Altenpflege Spaß macht, aber zugetraut habe ich es mir nicht ganz. Das FSJ hat mich bestärkt. Ich bin überglücklich, dass ich es gemacht habe und jetzt die Ausbildung beginne.“

Sarah, Altenhilfe, 18 Jahre

Dem großen Spektrum an Engagement-Möglichkeiten, dem stetig steigenden Interesse an Freiwilligendiensten, aber auch dem zunehmenden Bedarf in den Einrichtungen von Kirche und Diakonie, widmet sich seit dem vergangenen Jahr unsere Öffentlichkeits-Kampagne, u.a. mit einer im Frühjahr ans Netz gegangenen Datenbank.

Auch Sie sind eingeladen zu stöbern, sich ehrenamtlich zu engagieren sowie Ehrenamt und Freiwilligendienste bei der Diakonie weiter zu empfehlen – es ist immer gut, in der Nächsten Nähe zu sein!

www.mensch-einfach-machen.de

Tilman Beyer, Referent „Freiwilliges Soziales Engagement“



„Ich kann es nur weiterempfehlen, das FSJ in der Behindertenhilfe zu machen. Ich habe dabei sehr viel über mich gelernt; was ich kann und was nicht! Und dass es übelst wichtig ist, offen und ehrlich dazu zu stehen. Ich habe viel über Menschen mit Behinderungen gelernt. Aber ich will die Arbeit nicht ein Leben lang machen. Das FSJ hat schon dabei geholfen, Dinge klarer zu sehen.“

Joseph, Behindertenhilfe, 23 Jahre

Ich glaube,

dass jeder Mensch im Leben einen Platz beanspruchen darf, an dem er richtig ist.

Uta Meier

Diakonie Döbeln,

Werkstatt für Menschen mit Behinderung, Roßwein

„Ich habe die Zeit noch erlebt, als Menschen mit Behinderungen keinen Platz in der Gesellschaft hatten. Sie sind einfach durchs Netz gefallen.“

Uta Meier hat die Werkstatt für Menschen mit Behinderung in Roßwein mit aufgebaut. Sie erzählt: „Am Anfang waren wir fünf, heute sind wir 360. Und jeder der hier ist, möchte auch wirklich hier arbeiten.“ Sie sagt das, weil ihr die Inklusionsdebatte mit ihrer Forderung, Menschen mit Behinderung sollten möglichst die Werkstatt verlassen und auf dem ersten Arbeitsmarkt arbeiten, gehörig auf die Nerven geht. Kein behinderter Mensch soll in Sonderwelten leben?!

Da kommt Frau Meier in Rage: „Aber unsere Welt besteht nun mal aus vielen Sonderwelten. Jeder von uns sucht sich einen Platz dort, wo es für ihn gut und richtig ist und wo er sich stark fühlt. Und behinderte Menschen dürfen das nicht? Sie dürfen die Werkstatt nicht als gut und richtig für sich empfinden und dort bleiben wollen?“

Heute muss jeder alles können. Der Krebs Schaden an dieser verzerrten Inklusionsdebatte ist doch: Menschen mit Behinderung sind dann aufgewertet, wenn sie sich überall einpassen lassen – ob ihnen das gut tut oder nicht, spielt keine Rolle. Jeder soll Zugang zu allem haben – aber das hat doch sonst auch niemand. Von außen betrachtet, wird immer gesagt, dass besondere Angebote den behinderten Menschen stigmatisieren. Doch stigmatisiert wird ja viel eher dadurch, dass in der Sicht von außen ein bestimmter Hilfebedarf den Menschen entwertet. Und das ist falsch. Jeder darf Hilfe und besondere Angebote brauchen.“

Die Diakonie sei unter anderem da für Menschen, die auf dem normalen Arbeitsmarkt keine Chance haben, und das sei eine herrliche Aufgabe. „Natürlich tut es dem behinderten Menschen gut, wenn er beispielsweise bei uns in einer Tischlereiwerkstatt seiner Beschäftigung mit dem Werkstoff Holz nachgeht, lernt, Dinge produziert, auf die er stolz sein kann und wenn er sich hier stark fühlt. Ist es für ihn besser, wenn er draußen in einem normalen Unternehmen nichts weiter tun kann, als den Hof fegen, weil dort keiner Zeit hat, ihn zu begleiten? Ist das dann Inklusion? Erzwungener Zugang zu einem Raum, in dem der behinderte Mensch verloren ist? Wo soll da der Fortschritt sein?“, empört sie sich. Ja, natürlich ist die Werkstatt ein Schutzraum – einer mit Anspruch an Lebensnormalität. Sie will entlasten und Druck und überzogene Leistungsansprüche von Werkstattmitarbeitern nehmen. „Und genau dafür haben wir immer gekämpft: Für die Einlösung des Anspruches, dass jeder Mensch, der bei uns ankommt, hier seinen Platz finden, lernen und sich entwickeln darf und zu Ruhe und Stabilität

findet. Und für sehr wenige ist das vielleicht auch nach einer Zeit des Lernens und des Sich-Entwickelns auch auf dem ersten Arbeitsmarkt möglich – aber alle anderen brauchen uns.“

Die streitbare Leiterin des Sozialdienstes erinnert sich an ihren eigenen Werdegang. Sie hat 1985 Abitur gemacht und wollte Germanistik studieren. Aufgrund ihres Glaubens wurde ihr dieser Wunsch versagt. Sie ließ sich für ein Jahr als Hilfspflegerin in die Kinderpsychiatrie delegieren. Den Schrecken über die dort herrschenden unmenschlichen Zustände und den Umgang mit den geistig behinderten Kindern kann sie noch heute sofort abrufen: „Das war das totale Mangelmilieu – die Kinder waren satt, mäßig sauber und vor allem sediert.“ So kann man mit Menschen nicht umgehen, sie nicht so behindern! Sie ließ sich bei den Samariteranstalten in Fürstenwalde zur Psychiatriediakonin ausbilden: „Die Ausbildung war so breit aufgestellt – psychologische, heilpädagogische, theologische und musische Fächer wurden gelehrt. Parallel dazu wurden wir zum staatlichen Krankenpfleger ausgebildet – es war ein großartiges Bildungserlebnis, von dem ich heute noch zehre. Das war meine erste Erfahrung mit Diakonie. Sie war lehrreich, aber auch mit harter Arbeit verbunden.“

Nach der Wende dann sattelt Uta Meier noch ein Sozialpädagogikstudium drauf und beginnt 1991 bei der Diakonie Döbeln in der Werkstatt für Menschen mit Behinderung zu arbeiten: „Ich habe es als Geschenk erlebt, das mit meinen Kollegen aufbauen zu dürfen. Der Geist war klar, die Marschrichtung auch.“ 17 Jahre lang arbeitete sie als stellvertretende Werkstattleiterin und als Leiterin des Sozialdienstes. „Ich habe jeden, der hier ist, aufgenommen und begleitet. Es waren immer Kleinigkeiten, die beglücken. Da

wurden Entwicklungsprozesse angestoßen, Konflikte gelöst, Knoten lösten sich auf, so dass alle damit gut leben konnten, man lernte fachlich und menschlich dazu. Natürlich musste auch manches Schwere und Hilflosigkeit ausgehalten werden.“

Als das Gespräch nochmals auf die verunglückte Inklusionsdebatte kommt, reagiert Uta Meier sanfter: „Das Ziel liegt doch nicht darin, die Unterschiedlichkeit von Menschen mit Behinderungen zu leugnen, sondern diese nicht zu bewerten. Man kann Einschränkungen doch auch akzeptieren – es ist eine Frage der Wahrhaftigkeit. Und genau an dieser Stelle sind wir doch gefordert. Diakonie sollte die Alternative sein, wir haben einen klaren Auftrag: Und hier kommt für mich auch der altmodische Begriff des Dienens ins Spiel: Wir arbeiten auf der Beziehungsebene, wir sind eben mehr als Dienstleister. Das müssen wir im Blick behalten und verteidigen auf allen politischen Ebenen.“

In diesem Zusammenhang beklagt sie auch eine zunehmende Depersonalisierung: „Anfang der 90er Jahre fand man bei den Kostenträgern noch ein offenes Ohr und ein offenes Herz. Heute ist alles doch sehr entfremdet, wir erleben starre Strukturen, und dass Geld über alles gestellt wird. Und was besonders schlimm ist: einige der dort arbeitenden Menschen verweigern die Begegnung mit unseren Leuten. Dabei ist es doch so: Sie arbeiten für Menschen mit Behinderung, sie sind dafür zuständig, dass diesen die Teilhabe am Leben auch wirklich gelingt.“

Sigrid Winkler-Schwarz

Ich glaube,

dass alle Menschen verschiedene gute Gaben von Gott geschenkt bekommen haben.

Peter Tasche

Bereichsleiter Wohnen Erwachsener,
Herrnhuter Diakonie



Ich selber versuche nach dem Motto zu leben, mich selbst und andere nicht so ernst zu nehmen. Ich mag es, anderen Menschen fröhlich und interessiert zu begegnen und sie einzuladen, mit Gott unterwegs zu sein. Besonders liegt mir der Umgang mit Menschen mit geistigen Behinderungen am Herzen.

Ich bin schon als Kind mit ihnen in Berührung gekommen: Mein Vater hat 1969 die Comenius-Buchhandlung in Herrnhut übernommen und da er in seinem früheren Beruf Friseur gewesen ist, wurde er regelmäßig gebeten, im Martinshof Rothenburg den dort lebenden Menschen die Haare zu schneiden. Da durfte ich mit. Und ich fand diese Menschen hochinteressant. Noch heute bewundere ich immer wieder ihre Interessiertheit und Kontaktfreudigkeit, ihre Begabung, sich viele persönliche Daten zu merken und ihre Authentizität. Wir „Normalen“ spielen ja doch häufig eine Rolle und tun uns schwerer damit, einfach nur „echt“ zu sein. Und sagen Sie mal einem Menschen mit Behinderung, dass es Ihnen heute nicht gut geht – das Maß an Zuwendung und Anteilnahme, das Ihnen dann entgegenkommt, ist einfach großartig.

Also, mir macht meine Arbeit Spaß. Und gerade in der Diakonie, wo viele Mitarbeiterinnen meinen, ununterbrochen dienend tätig sein zu müssen, darf Arbeit auch Spaß machen, um nicht auszubrennen. Ich war vorher 25 Jahre bei der Arbeiterwohlfahrt (AWO) beschäftigt. Daher kann ich die Arbeitsfelder bei AWO und Diakonie gut vergleichen. Was ich an der Herrnhuter Diakonie schätze und mir auch sehr wichtig ist, sind die Offenheit und Transparenz, die wertschätzende Arbeit, die kollegiale Anteilnahme und die mögliche Nähe zum Vorstand sowie die geistliche Ausrichtung. Aber sicher ist es auch so, dass nicht immer und überall Diakonie drin ist, wo Diakonie drauf steht.

In meinem Büro hängen meine zwei Lieblingssprüche, wie ich überhaupt der Meinung bin, dass das Arbeitsumfeld eines Menschen sehr wichtig ist und persönlich gestaltet werden muss, um erfolgreich arbeiten zu können. Ein Spruch aus der Bibel fasziniert mich schon immer: „Nähme ich Flügel der Morgenröte und bliebe am äußersten Meer, so würde auch dort deine Hand mich führen und deine Rechte mich halten.“ Psalm 139,9-10. Hier wird so wunderbar deutlich, wie weit und immerwährend Gottes Güte reicht und wie gut er es mit uns meint. Das zu spüren, ist Gnade. Der zweite Spruch stammt nicht aus der Bibel. Den schenkte mir meine Frau, als ich 2008 nach längerem Zögern und mit leichtem Bauchflattern von der AWO zur Herrnhuter Diakonie wechselte:

Neue Wege: Wohin die Reise auch geht, hängt nicht davon ab woher der Wind weht, sondern wie man die Segel setzt.

Und das hat ja etwas mit Gestaltungsspielräumen zu tun, die jeder Mensch in seiner Familie, in seinem Beruf und in seiner Freizeit hat.

Übrigens auch etwas, was mir sehr gut in der Diakonie gefällt: Dass es durchaus erwünscht ist, sich einzubringen, Ideen zu entwickeln und an der Umsetzung von Visionen zu arbeiten. Ein Beispiel dafür kann der „Aktionsplan zur Um-

setzung der UN-Konventionen über die Rechte von Menschen mit Behinderungen“ sein, den wir gerade entwickelt haben und an deren Umsetzung ich als Projektleiter nun mitwirken kann. Der Aktionsplan hat eine Laufzeit von fünf Jahren und wirkt in das komplette Gemeinwesen hinein.

Für mich ist auch die Familie, unsere Katze und mein Gartenteich ganz wichtig. Irgendwie braucht man einen Ausgleich zur Arbeit und es muss dann in der wenigen Freizeit nicht immer nur ausschließlich eine ehrenamtliche Tätigkeit in der Kirchgemeinde sein, mit der man sich bis zur Erschöpfung beschäftigt.

Am meisten ärgere ich mich in meinem Beruf als Heimleiter in der Behindertenhilfe über den ständig wachsenden bürokratischen Aufwand.

Zum Beispiel: Wie mühsam ist es, jedes Jahr Kostensatzverhandlungen zu führen und diese dann umzusetzen! Unzählige Anschreiben, Telefonate, Heimvertragsveränderungen usw. – Unmengen von Papier und unsägliche zeitliche und personelle Ressourcen, die dabei vergeudet werden! Wie viel wäre gewonnen, könnte man alles dies in die Zuwendung für unsere Bewohner investieren! Wie groß ist beispielsweise die Freude bei einem gemeinsamen Fußballturnier, wo mit einfachsten und primitiven Mitteln ein ehrliches, dankbar angenommenes Miteinander und ein fröhliches und unbeschwertes Aktivsein entstehen kann.

Ich tue meine Arbeit recht gern und ärgere mich nur über mich selbst, dass ich nicht schon früher zur Diakonie gegangen bin bzw. nicht schon zu DDR Zeiten Diakon wie mein Vater wurde, was durchaus möglich gewesen wäre. Denn mein Bruder, der wie ich nicht in der FDJ war und auch wie ich trotz bester Schulleistungen nicht den Beruf erlernen konnte, den er wollte, wurde Pfarrer. Ich dagegen erlernte mehr oder weniger zwangsweise den Beruf eines Maschinisten für Tagebaugroßgeräte und arbeitete im damaligen Großtagebau Meuro bei Senftenberg. Das war eine harte Schule. Aber sie verhalf mir auch zu der Fähigkeit, mit widrigen Umständen umgehen zu können und sozial kompetent zu werden. Das geplante Bergbau-Studium fiel dann dennoch aus, weil ich merkte, das ist nichts für mich.

Was wäre aus mir geworden, wenn es anders verlaufen wäre? Schwer zu sagen. Auf jeden Fall denke ich heute, dass Repressalien und andere schwere Dinge im Leben, die man erdulden muss, auch etwas für sich haben: Man wird demütig und erkennt klarer Gottes Segen, der überall wirken kann. Nicht nur im Raum der Kirche. Deshalb gefällt mir die Liedstrophe der Frau vom Grafen Zinzendorf so gut, in der sie 1740 das beschreibt, was wir häufig in unserer Tätigkeit verspüren: Wir gehn getrost an deiner Hand, Herr Jesu, die uns führet. Wir haben deine Treu erkannt und haben es gespüret: Wenn du uns etwas auferlegst, gibst du auch Kraft zum Tragen, und was du zuzumuten pflegst, das ist getrost zu wagen.

Eigentlich geht es uns doch richtig gut. Auch in der Behindertenhilfe, obwohl Sachsen, was die Kostensätze betrifft, die rote Laterne in Deutschland hat. Dennoch gilt: Den behinderten Menschen in Sachsen ging es noch nie so gut wie heute.

Wir feiern mit unseren Bewohnern tolle Geburtstage, wir verreisen jährlich in das In- und Ausland – bald wieder sogar mit dem Flugzeug. Fast alle Bewohner haben inzwischen einen Flachbild TV, fast alle haben ebenso inzwischen mindestens ein Handy, sehr viele Bewohner können bei uns regelmäßig Sport treiben und von Ehrenamtlichen geleitete Freizeitkurse besuchen. Alle meine 96 Bewohner haben Arbeit – entweder in der WfbM, auf einem Außenarbeitsplatz der WfbM oder in der freien Wirtschaft in unserer externen Tagesstruktur. Nicht wenige besuchen ihre Angehörigen regelmäßig, sehr viele haben einen guten Arzt, zu dem sie bei Bedarf gehen oder fahren können und alle sind von engagierten und fleißigen Mitarbeitern/innen und gesetzlichen Betreuern überwiegend wohlwollend umgeben.

Sigrid Winkler-Schwarz



3924444

ertenhilfe.de

Ich glaube,

dass in der Diakonie eine hohe Fachlichkeit eine wertvolle Form der Nächstenliebe ist. Das ist für mich ein hoher Anspruch.

Kay Uhrig

Leiter der Mobilen Behindertenhilfe, Stadtmission Chemnitz

Es war ein großes Fest auf dem Schloss Augustusburg. 5 Rollibusse fahren auf den Hof des prächtigen Schlosses. Hier möchten die Bewohner der Wohnprojekte WOLKE ihr 20-jähriges Jubiläum feiern. Als dann alle 50 Gäste, davon die Hälfte Rollstuhlfahrer, im Festsaal des Schlosses an der feierlich gedeckten Tafel sitzen, gehen bei mir die Gedanken zurück, wie es mit dem Wohnprojekt WOLKE begonnen hat...

Ich hatte das Glück, beim Wachsen und Werden der WOLKE von Anfang an dabei sein zu dürfen. Als ich zu Beginn der 90er Jahre mit zwei körperbehinderten jungen Frauen und Matthias Zschocke, dem Gründer der Mobilen Behindertenhilfe Chemnitz, in einem Zimmer im Altenpflegeheim erste Pläne geschmiedet habe, hätte wohl keiner gedacht, dass das der Beginn einer Erfolgsgeschichte werden sollte und wir 20 Jahre später unser Jubiläum mit sechs WOLKEn würden feiern können.

Ich konnte mit Anfang zwanzig nicht begreifen, dass eine gleichaltrige Frau aufgrund ihres Handicaps in einem Altenheim wohnen musste. Aus den ersten Phantasien und Visionen, wie es auch anders gehen könnte, wurde ein konkretes Projekt. Getrieben von der Aufbruchstimmung Anfang der 90er Jahre, haben sich Türen dafür geöffnet. Auch die Tür für die erste Wohngemeinschaft für körperbehinderte Menschen in Chemnitz, die Wolke 4, in die die zwei jungen Frauen dann einzogen.

Aus der einen sind inzwischen sechs Wolken für insgesamt 24 Bewohner geworden, und die nächste WG ist bereits in der Planung. Diese Wohngemeinschaften sind im gesamten Chemnitzer Stadtgebiet verteilt, um möglichst viel Normalität zu erreichen. Bei diesem und auch bei allen anderen Angeboten, die die Mobile Behindertenhilfe vorhält, ist es von höchster Wichtigkeit, dabei immer vom Menschen und von seiner Lebenswelt her zu denken.

Welche Wünsche, welche Bedürfnisse und welche Ressourcen hat ein behinderter Mensch?

Selbstbestimmung heißt für mich deshalb auch, dem einzelnen Menschen etwas zuzumuten, im besten Sinne des Wortes!

Fachlichkeit in der Diakonie bedeutet, gute Rahmenbedingungen zu schaffen und Wege aufzuzeigen, auf denen die Menschen, die unsere Hilfe suchen, eigene, individuelle Lösungsansätze finden. Ich glaube, dass in der Diakonie eine hohe Fachlichkeit eine wertvolle Form der Nächstenliebe ist. Das ist für mich ein hoher Anspruch.

Das war auch der Grund, warum ich nach meinem Zivildienst in der Mobilen Behindertenhilfe meine Berufung zum Beruf gemacht habe. Ich habe meinen Handwerksberuf an den Nagel gehängt und an der Evangelischen Hochschule in Dresden Sozialarbeit studiert.

In der Zwischenzeit darf ich die Mobile Behindertenhilfe der Stadtmission Chemnitz e.V., einen großen ambulanten Dienst mit einer Beratungsstelle, einem spezialisierten Pflegedienst, einem Fahrdienst sowie einem Freizeitclub mit insgesamt 75 Mitarbeitern leiten. Ziel des ambulanten Dienstes ist es, dass jeder Mensch, unabhängig von seiner Behinderung mit der erforderlichen Assistenz selbstbestimmt in der eigenen Wohnung leben kann.

Für dieses Ziel stellt der ambulante Dienst immer neue, inklusive und passgenaue Angebote zur Verfügung.

Persönlich erlebe ich in dieser Position intensiv die Spannung zwischen den Möglichkeiten eines Leiters, Dinge gestalten und neu denken zu können, aber auf der anderen Seite auch die vielfältigen materiellen, personellen und bürokratischen Zwänge aushalten zu müssen.

Bei all den Leitungsaufgaben ist es mir enorm wichtig, den direkten Kontakt zu den Menschen zu halten. Deshalb führe ich auch dieses Jahr wieder zwei Rüstzeiten durch, ein Sportseminar im Vogtland und eine Rüstzeit in Mallorca mit einer Gruppe schwerstkörperbehinderter Menschen.

Die Begegnungen, gemeinsamen Erlebnisse und Gespräche sind mir Kraftquelle und Inspiration für meine alltägliche Arbeit.

Doch in der alltäglichen Leitungstätigkeit erlebe ich, dass der Anspruch, unsere Arbeit vom Menschen her zu denken und unsere Angebote danach auszurichten, immer mehr den ökonomischen Zwängen geopfert wird. Selbst Dinge, die seit Jahrzehnten zum Kerngeschäft der diakonischen Arbeit mit Menschen mit Behinderung gehören, werden kontinuierlich zurück gefahren oder verschwinden ersatzlos. Ein ganz aktuelles praktisches Beispiel sind hier für mich die Rüstzeiten für Menschen mit schwerer Behinderung.

Die kommunalen Kostenträger ziehen sich vielerorts aus der Finanzierung dieser so anspruchsvollen Tätigkeit zurück und die diakonischen Träger können diese Arbeit oft allein nicht stemmen. Das hat zur Folge, dass Menschen mit Behinderung immer weniger Möglichkeiten haben, für ein paar Tage den Alltag hinter sich zu lassen und auf einer Rüstzeit neue Kraft zu tanken.

Vielleicht ist es gerade in schwierigen Zeiten wichtig, sich auf die besonderen Stärken der Diakonie zu besinnen, und im Netzwerk zwischen den Gemeinden vor Ort und der „professionellen Diakonie“ neue Verbindungen zu knüpfen. Hier kommt mir das Leitmotiv der Mobilen Behindertenhilfe wieder in den Sinn: „Einer trage des Anderen Last“.

Ich erlebe es als großen Vorteil, als Mitarbeiter der Diakonie auch in der Ortsgemeinde und in den kirchlichen Strukturen aktiv zu sein. Es ist meine feste Überzeugung, dass wir nur so der zunehmenden Entfernung „professioneller“ diakonischer Einrichtungen von ihrem kirchlichen Ursprung entgegenwirken können.

Zurück zur Augustusburg: Alle Gäste haben gut gegessen, und das Schloßtheater spielt zur großen Freude aller ein Stück von Karl Valentin: „Früher war die Zukunft auch besser“. Vielleicht stimmt das aber gar nicht und die Zukunft ist so gut, wie wir sie gestalten.

Kay Uhrig

Ich glaube,
dass jeder Mensch
das Recht auf ein
Sterben in Würde hat.

René Rixrath
Einrichtungsleiter Christliches Hospiz „Siloah“, in Herrnhut

„Menschen treten bei uns den sensibelsten und schwierigsten Weg in ihrem Leben an. Sie kennen ihre Diagnose und wissen, dass es wahrscheinlich die letzte Station in ihrem Leben sein wird. In unserer Einrichtung erhalten sie umfangreiche pflegerische und psychosoziale Zuwendung. Das Personal orientiert sich voll und ganz an den Bedürfnissen und Wünschen unserer Gäste. Aber auch die Angehörigen stehen im Fokus unserer Tätigkeit, und wir leisten psychosoziale Unterstützung, und erfüllen auch so weit, wie es möglich ist, die individuellen Wünsche. Die Gäste erhalten intensivste Zuwendung, im Bedarfsfall Schmerztherapien, die das Leben so angenehm wie nur möglich gestalten soll. In der finalen Phase einer Erkrankung, Lebensqualität für unsere Gäste zu schaffen – das treibt mich an.“

Hospizleiter René Rixrath kann mit Sterben und Tod umgehen. Er kommt aus der Notfallmedizin: „Da kam es immer darauf an, schnell zu sein, im jeweiligen Augenblick, das Richtige zu tun. In der Palliativmedizin kommt es auf ganz andere Dinge an. Da liegt der Schwerpunkt in der Zuwendung und der individuellen Begleitung.“

Und genau diesen Schwerpunkt wollte René Rixrath nach seiner Pflegeausbildung und 15 Jahren Notfallmedizin. „Es ist mir immer schwer gefallen, die Angehörigen von verunfallten oder schwerkranken Menschen mit ihren Ängsten und Sorgen einfach so zurück lassen zu müssen. Aber in der Notfallmedizin geht es eben nicht anders.“

So studiert er momentan im 5. Semester an der Evangelischen Hochschule in Dresden berufsbegleitend „Pflegerwissenschaft und -management“ und übernahm 2011 eine Stelle als Referent für Altenhilfe des DRK in Löbau.

„Dort beschäftigte ich mich intensiv mit dem Aufbau eines Palliative Care Teams, damit die Menschen in unserem Landkreis ihr verbrieftes Recht auf ambulante Palliativpflege in der Häuslichkeit tatsächlich auch einlösen konnten. In diesem Zusammenhang habe ich dann auch das Herrnhuter Hospiz kennengelernt, denn mit diesem wurde dazu eine Kooperation aufgebaut.“

Seit Mai 2013 ist er dort nun Einrichtungsleiter und hat es keine Sekunde bereut.

„Ich arbeite hier sehr gerne und wir sind ein sehr gut funktionierendes Team. Das gibt mir große Sicherheit – obwohl ich so schnell vor nichts zurückschrecke.“

Das glaubt man ihm sofort, wenn man weiß, dass er als junger Pfleger bereits vieles gesehen hat: „Ich habe 1996 für 7 Monate in einem Feldlazarett in Trogir und Sarajewo in der Notaufnahme der UN gearbeitet. Diese Einrichtungen waren Bestandteil des Humanitären Friedenseinsatzes der Vereinten Nationen im ehemaligen Jugoslawien. Dort habe ich die Notfallmedizin noch mal ganz neu gelernt. Ich war damals 22 Jahre alt und konnte kaum glauben, was Menschen bereit sind, anderen Menschen anzutun. Kindernotfälle und Flüchtlingslager sind nur sehr schwer zu ertragen. Aber letztlich hat es mich menschlich sehr viel weiter gebracht.“

Jetzt sind es ganz andere Dinge, die schwer auszuhalten sind. Beispielsweise „sehr umfangreiche, teilweise zeitintensive und bürokratische Antragsverfahren, ehe ein Gast ins Hospiz einziehen darf. Dabei haben diese Menschen alles andere, aber keine Zeit. Jeder Tag zählt. Auch die Angehörigen sind meistens durch die Situation ohnehin am Ende ihrer psychischen und physischen Kräfte und haben nicht die Nerven, sich auf einen Kampf mit der Krankenkasse einzulassen. Das macht mich manchmal einfach traurig.“

Dabei sei es ist ja nicht so, dass todkranke Menschen nur zum Sterben ins Hospiz gehen. Es können auch Menschen kommen, mit dem Ziel, einer gesundheitlichen Stabilisierung in der finalen Phase der Erkrankung. „Wir erleben es ab und zu, dass sich Menschen durch diese intensive Zuwendung und Pflege bei uns noch einmal erholen und die Zeit hier auch richtig genießen. Manchen geht es bei uns so

gut, wie sehr lange nicht mehr im Verlauf ihrer Erkrankung. Dann besteht natürlich auch die Möglichkeit einer Rückkehr in die eigene Häuslichkeit.“

„Muss man da christlich sein, um aufgenommen zu werden?“, werde er oft im Vorfeld gefragt. 80 % seiner Gäste gehören keiner Konfession an. „Wir sind vollkommen offen und die Dankbarkeit von Gästen und Angehörigen, hier sein zu dürfen, ist eine große Motivation für unser ganzes Team“.

„Ein Segen, dass es euch gibt“ – das sei jetzt doch öfter zu hören. Zu merken sei auch, dass immer mehr öffentliche Einrichtungen, Apotheken, Firmen und Vereine sowie Privatpersonen an das Hospiz denken und Benefizaktionen zu Gunsten der Einrichtung veranstalten. Spenden, die sehr nötig gebraucht werden, weil ein Hospiz von den Kranken- und Pflegekassen nicht ausfinanziert wird. „Es tut gut, zu merken, dass die öffentliche Akzeptanz der Palliativ – und Hospizarbeit steigt und unterstützt wird.“

Da „Siloah“ ein Hospiz im ländlichen Bereich in Ostsachsen ist, hat es teilweise mit Auslastungsschwankungen zu kämpfen. Auch aus diesem Grund hat René Rixrath die Vision, dass die Kooperationen zu anderen Einrichtungen der Palliativpflege, den Sozialdiensten der Kliniken und natürlich das Vertrauensverhältnis zu den Sozialversicherungsträgern intensiviert werden können, um das Prozedere einer Überleitung in „seine“ Einrichtung deutlich verbessern zu können. „Sterben gehört zum Leben. Abschaffen können wir es nicht. Aber menschenwürdig gestalten - das können wir schon!“

Sigrid Winkler-Schwarz



Ich glaube,

dass dieser Dienst des Besuchens
und Begleitens von Menschen, die
in Konflikten sind, Auswirkungen
hat auf ihr und mein Leben.

Ilona Barthel

Arbeitskreis Dresden, Schwarzes Kreuz –
Christliche Straffälligenhilfe e.V.



„Könntest du dir vorstellen, Menschen im Gefängnis zu besuchen?“ fragte mich vor nun fast zehn Jahren Sabine Ball, die sich besonders um Jugendliche in der Dresdner Neustadt kümmerte. Ein schnelles und deutliches „Nein“ war meine Antwort.

Ich hatte keinen Zugang zu Straftätern, keinen Zugang zu Menschen, die außerhalb der „Norm“ lagen. Und trotzdem ließ mich diese Frage nicht mehr los. Ich überlegte hin und her, gab mir selbst Antworten, warum es nicht mein „Ding“ war.

Irgendwie holte mich dennoch diese Frage ein. Ich war hartnäckig und brauchte ein komplettes Jahr, um aus dem „Nein“ ein „Ja“ werden zu lassen.

Ein Jahr, in dem ich auch Gott in den Ohren lag. Wollte er oder wollte er nicht? Sollte ich oder sollte ich nicht? Ich bezog meine Familie in die Entscheidung ein. Immerhin mussten mein Mann und unsere Kinder wissen, was auf sie eventuell zukam. Ungefährlich war es ja wohl nicht. Ihr o.k., ihre ermutigenden Worte, waren mir Motivation genug, um mich als ehrenamtliche Mitarbeiterin in der JVA Dresden zu bewerben.

Wie bin ich Gott heute noch dankbar, dass „mein“ erster Inhaftierter, ein Neonazi, der bereits fünf Jahre wegen brutaler Überfälle auf Ausländerwohnheime einsaß, zu mir Vertrauen aufbaute und es ein gutes Miteinander gab. Er erleichterte mir den Einstieg in die Welt des Gefängnisses. Wir konnten Ausgänge miteinander planen und durchführen, nicht immer ohne Probleme. Ich erinnere mich an einen 13. Februar, als wir in Dresden unterwegs waren und plötzlich von einer Gruppe „Linker“ umzingelt wurden.

Vor Schreck habe ich laut gebetet und wir konnten, wie durch ein Wunder, dieser Situation heil entkommen. Herr D., der in einem Kinderheim aufwuchs, hätte mein Sohn sein können. Ich mochte ihn, so wie er war.

Eindrücklich ist mir ein Besuch bei ihm kurz nach Weihnachten. Die Besuchszeit war fast vorüber, als ich mich gedrängt fühlte, ihn zu fragen: „Kennen Sie eigentlich die Weihnachtsgeschichte?“ Er verneinte. „Mit Gott habe ich nichts am Hut“, erklärte er mir. „Möchten Sie, dass ich sie ihnen erzähle?“ fragte ich weiter. Herr D. nickte.

Die große Wanduhr zeigte noch neun Minuten Sprechzeit. Mich packte die Aufregung. „Wo soll ich nur anfangen?“ überlegte ich. Ich kann ja nicht bei dem Kind in der Krippe beginnen. Ich suchte einen Anfang und hörte mich sagen: „Gott, der Himmel und Erde geschaffen hat, sieht die unendlich große Kluft, die zwischen den Menschen und ihm entstanden ist. Keiner, nicht einer, kann aus eigener Kraft diesen Abgrund von Schuld überwinden. Es gibt keinen Weg zu Gott.“

Mein Herz schlug schneller. Es blieb nicht mehr viel Zeit. „Gott möchte, dass alle Menschen, die er so sehr liebt, Zugang zu ihm bekommen. Der Abgrund muss überwunden werden. Es braucht eine Brücke. Brücken sind teuer, kosten viel Geld. Gott kostete es sein Liebstes, sein Teuerstes, seinen Sohn.“

Ich erzählte in Kurzfassung, wie das war mit dem Kind, bis hin zum Kreuz. Mit meinen Fingern malte ich auf den Tisch die Kluft und die Brücke. Als ich zu Herrn D. aufsehe, sitzt er still da und Tränen fließen über sein Gesicht. Die Botschaft schien ihn mitten ins Herz getroffen zu haben. Ich werde aus meinen Gedanken gerissen. Geräuschvoll geht die Tür auf, die Besuchszeit ist zu Ende.

Wir drücken uns beim Verabschieden fest die Hand. Ich weiß, Herr D. geht nicht allein in seinen Haftraum zurück. Gott ist bei ihm.

Immer wieder konnte ich in all den Jahren meiner ehrenamtlichen Tätigkeit mit Frauen und Männern über den Sinn des Lebens sprechen. Die meisten haben keinen Bezug zum Glauben, sind aber auch nicht ablehnend. Einer sagte zu mir: „Wenn Sie an Gott glauben, ist das nicht schlimm. Jeder hat halt sein Hobby!“

Mir ist wichtig bei jedem Besuch, dass ich Menschen vor mir habe, wie du und ich. Menschen, die wertvoll sind, denen ich mit Respekt und Würde begegnen will.

Ich möchte ihr Selbstwertgefühl stärken, damit sie lernen, nach der Haft Verantwortung für ihr Leben zu übernehmen.

Vor mir sitzen Gewalttäter, Dealer, Mörder. Menschen, die aus der Bahn geworfen und schuldig wurden, sich verachtet vorkommen und es auch sind.

Ich höre zu und höre zu und höre zu. Rede mit Gott über jeden dieser Männer und Frauen, sonst würde ich Enttäuschungen von Gefangenen und Bediensteten nicht verkraften.

Alleine würde ich es nicht schaffen, diesen Menschen zu begegnen. Es gibt ermutigende Besuche, aber auch Gespräche, die mich zutiefst erschüttern, die Abgründe in einem Menschen aufzeigen. Für mich ist es sehr wichtig, einmal im Monat in der Gruppe des Schwarzen Kreuzes einen vertrauten Rahmen zu haben, gemeinsam zu reflektieren, Erfahrungen auszutauschen, Fachreferate zu hören und auch Weiterbildungen in Anspruch zu nehmen. Ebenfalls bin ich Mitglied im Hammerweg e.V.

Zum Schluss möchte ich noch etwas Besonderes erzählen: Vor zwei Jahren, als noch Frauen in der JVA Dresden untergebracht waren, durfte ich mit Frau B., die viele Jahre ihres Lebens im Gefängnis verbrachte, erste Freigänge unternehmen.

Sie wünschte sich lange Spaziergänge an der Elbe, Besuche in Museen, plante selbst ein Picknick im Großen Garten. Wir setzten uns gern in die Frauenkirche und ließen die

überwältigende Größe auf uns wirken. In der Kreuzkirche bat sie mich, vorn eine kleine Kerze anzünden zu können, wo schon viele Kerzen brannten.

Wir standen zusammen, hielten uns an den Händen und sie betete zu Gott für ihre Entlassung. Sie wollte dieses neue Leben nicht allein beginnen, bat um Seine Hilfe und Seinen Beistand.

Immer wieder bin ich die Beschenkte in all den Jahren meiner Begleitung von Gefangenen. Nach all den Jahren weiß ich – ich bin berufen!

Ilona Barthel



Ich glaube,
dass Gott Kreativ ist und
unendlich viele Möglichkeiten
hat, Menschen zu suchen
und ihnen zu dienen.

Schwester Gudrun Neubert
Naomi e.V. Leipzig

Als heranwachsendes Kind bedeuteten mir Kindergottesdienst, Christenlehre und Konfirmandenunterricht sehr viel. Die Gemeindehelferin, den Diakon und den Pfarrer habe ich als kirchliche Mitarbeiter kennen gelernt, die es verstanden, uns Kinder anzusprechen. Das fröhliche Miteinander hielt uns Kinder zusammen und half uns zu einer Öffnung für das Wort Gottes. So war es mir ganz selbstverständlich, nach Konfirmation und Mittlerer Reife eine kirchliche Ausbildung zu beginnen.

Inzwischen ist meine 45-jährige berufliche Tätigkeit im Raum der Diakonie seit knapp einem Jahr abgeschlossen. Im Rückblick halte ich den Atem an. Wie vielen Menschen bin ich begegnet? Konnte ich ihnen gerecht werden? Was bin ich ihnen schuldig geblieben? Als Kinderdiakonin habe ich Kinder im evangelischen Kindergarten erlebt, im Internat und Seminar für kirchlichen Dienst in Bad Lausick Jugendliche in der Ausbildung bis zum Examen begleitet.

Die größte Überraschung meines Lebens war die Berufung zur Schwester in einer evangelischen Kommunität. Zugleich kann ich dankbar sagen, dass mir dieser neue Stand neben dem Wort Gottes zur Quelle diakonischen Lebens wurde. Miteinander einen von Gott erhaltenen Impuls zu bewegen, eine Entscheidung zu treffen und auch die daraus resultierenden Folgen gemeinsam zu tragen, das ist mir zur entscheidenden Motivation und treibenden Kraft geworden. Als äußerst spannend erfuhren wir Schwestern unsere Herauslösung aus der Arbeit der Kinderdiakonie. Obwohl wir uns ganz dieser Arbeit gewidmet hatten, begann uns Gott in einem mehrjährigen Prozess auf eine neue Strecke und berufliche Herausforderung vorzubereiten.

Die Erfahrungen aus der 23-jährigen Arbeit in der Kinderdiakonie mündeten schließlich in die Arbeit mit jungen Zugewanderten innerhalb eines Jugendmigrationsdienstes. Manche Erlebnisse unseres gemeinsamen Lebens haben mich auf diese Tätigkeit vorbereitet:

Als Kommunität hatten wir das Vorrecht, auf den jährlichen Messen in Leipzig vielen ausländischen Christen begegnen zu können. In unserer Stadt gibt es eine russisch orthodoxe Kirche. Der Priester war sehr ökumenisch gesinnt und bat, dass wir Schwestern einmal im Monat mit ihm zusammen die orthodoxe Liturgie in deutscher Sprache singen, damit auch die deutschen Besucherinnen und Besucher verstehen können. Das hat uns mit ihm verbunden.

Auch war es in der Wendezeit möglich, die russische Kaserne zu besuchen und Soldaten zu einem unserer Feste einzuladen. Als bekannt wurde, dass die jüdische Bevölkerung in etlichen Ländern der ehemaligen GUS Pogrome zu befürchten hatte, war es Gottes Fügung und zugleich eine Anfrage an uns, mit einigen von ihnen in Verbindung zu kommen, um sie zu begleiten und schließlich sogar mit einer dieser Familien unter einem Dach zu wohnen.

Gott sieht und liebt die Fremden und er braucht mein Betroffensein, um ihnen nahe sein zu können.

Diese Nähe zu leben, sollte meine neue berufliche Herausforderung sein. Ich sehe dafür als wahrscheinlich günstigste Voraussetzung meine eigene Hilflosigkeit dieser Aufgabe gegenüber. Deshalb ist mein Gottvertrauen angefragt, meine Hinwendung zum Fremden, mein Interesse an ihm und seiner Situation und meine Flexibilität. Wie wichtig sind mir dabei meine Schwestern und Brüder geworden, durch die ich Ermutigung erfahre, ganz praktische Hilfen oder geistliche Beratung und Gebet.

Mit folgendem Erlebnis begann ein völlig neuer Zweig unserer Migrations-, bzw. Vereinsarbeit: Nach etwa 10-jähriger Tätigkeit in der Migrationsarbeit begegnete ich einer früheren Arbeitskollegin. Ich berichtete von unserer Arbeit, mit allen Höhen und Tiefen. Unvermittelt werde ich gefragt:

„Angenommen, du könntest wählen, was würdest du heute am liebsten tun?“ Ohne zu überlegen, antworte ich spontan: „Ich würde eine Wärmestube aufmachen.“

Ich wundere mich selbst über das Gesagte und versuche meinen Herzenswunsch im Nachhinein zu interpretieren: Die in unser Land zuwandernden Menschen suchen nach einem Klima der Annahme und Zuwendung. Sie wollen ankommen und brauchen eine herzliche Aufnahme. Stattdessen haben sie Formulare auszufüllen, erfahren Hinterfragungen und Ablehnung, Distanz und Unverständnis. Aber auch die einheimische Bevölkerung erlebt ähnliche Schwierigkeiten mit Arbeitslosigkeit, grellen Angeboten in den Supermärkten und Einkaufstempeln. Sie erleben Gewalt und Drogen, dabei beobachten sie verständnislos die Zuwanderung von Ausländern. Der Alltag und unsere Zeit sind geprägt von Geld und Macht, Job und Karriere. Täglich sind wir im Leipziger Osten mit dieser Problematik konfrontiert. Ein Raum der Begegnung könnte doch durchaus eine Antwort sein, ein Willkommen ohne Anspruch und Soll in einer Atmosphäre der Annahme und Zuwendung – eben eine „Wärmestube“.

Lange Zeit gibt es keinen Gedanken an die Umsetzung dieses Impulses. Doch ein weiterer Anstoß erinnert mich und fünf Jahre später feiern wir die Eröffnung der „Kreativstube – die alternative Begegnungsstätte im Leipziger Osten“.

Schwestern, Freunde, Ehrenamtliche, Mitarbeiter, Besucher und Besucherinnen sorgen für den funktionierenden Ablauf der inzwischen vielfältigen Angebote. Der 8-jährige Bestand der Einrichtung und die Vielzahl der BesucherInnen zeigen, dass die Kreativstube dem Bedürfnis der Menschen entgegen kommt. Für viele Leute gehört der Kreativstubenbesuch zu ihrer Wochenplanung. Freundschaften zwischen Zugewanderten und Einheimischen sind entstanden. Alte, kreative Techniken wie Spinnen, Weben, Filzen, Stricken u.a. wecken ungeahnte Fähigkeiten und sind Mittler zu Kontakten und Beziehungen.

Es ist eine Freude zu erleben, wie stolz Besucher und Besucherinnen über ihre gewonnenen Fertigkeiten sind. Da ist z.B. Herr O., ein Kontingentflüchtling aus Russland und ehemaliger Dozent einer Hochschule, der seinen aus Wolle modellierten Kater präsentiert oder Frau K., die nach langer Krankheit ihre Selbstständigkeit anvisiert, denn sie hat spinnen, filzen und weben gelernt. So bin ich glücklich über Gottes Reagieren, hinein in unsere Zeit und Situation.


Jemand hat einmal über die Kreativstube gesagt, sie sei ein „Lächeln Gottes“.

Ich erlebe es als ein außerordentliches Vorrecht, meine Zeit und Kraft an dieser Stelle einbringen zu können.

Einen Traum träume ich, wenn ich die Menschen in der Kreativstube erlebe. Hier treffen sich Menschen, die kreativ sind oder plötzlich merken, dass sie kreative Fähigkeiten haben. Sie beginnen, ausgezeichnete Fertigkeiten zu entwickeln und es entstehen außerordentliche, schöne und wertvolle Produkte. Ich träume, dass diese Fähigkeiten innerhalb einer Kooperative oder vergleichbaren Organisation neue Erwerbschancen eröffnen. Männer und Frauen stellen kunsthandwerkliche Produkte her und entdecken dafür einen Markt. Mit gebündelter Kraft, einer gehörigen Portion Idealismus, gepaart mit Gottvertrauen, erfreuen sich Betroffene einer Tätigkeit, die sie erfüllt und glücklich macht. Die Erniedrigung ihrer Nichtanerkennung hat ein Ende, stattdessen wächst und gedeiht die aufgebaute Kreativität. Ein Traum?

Im Laufe meines langen beruflichen Weges habe ich einen lebendigen und kreativen Gott kennen gelernt und ich glaube, dass er auch heute viele Wege und Möglichkeiten hat, Menschen zu suchen und ihnen zu dienen. Ich schätze mich glücklich, dafür täglich Zeuge sein zu können.

Schwester Gudrun Neubert



Ich glaube,
wer Gutes tut, empfängt
vom Himmel viel mehr,
als er geben konnte.

Sigrid Clauß

PDL, Diakonische Sozialstation Eibenstock

„Meine Schwestern sind super Kraftfahrerinnen, Psychologinnen, Schreibkräfte und selbstverständlich wunderbare Pflegefachkräfte!“

Sigrid Clauß, Pflegedienstleiterin der Diakonischen Sozialstation Eibenstock, schmunzelt: „Ja, so ist das hier im tiefen Erzgebirge – die Anforderungen an die Pflege sind im ländlichen Raum besonders groß!“ Aber dann wird sie ernst: „Nein, entgegen so mancher Politikermeinung: Es kann eben nicht jeder pflegen, der zwei gesunde Hände hat. Dazu gehört neben hohem fachlichen Können und Einfühlungsvermögen auch ein Stück weit Berufung.“

Diesen Ruf hat Sigrid Clauß schon als Kind gehört: „Meine Oma war fünf Jahre lang bettlägerig. Einmal in der Woche kam die Gemeindeschwester. Die fand ich so toll, dass ich auch in die Pflege gehen wollte. Allerdings gab ich mich damals noch der Illusion hin, dass alle alten Menschen so lieb wie meine Oma sind.“ Nach der Schule wollte sie dann aber doch lieber Erzieherin werden. „Aber ohne Jugendweihe und mit Kirchenzugehörigkeit war ich in der DDR natürlich für den Erzieherberuf komplett ungeeignet.“ So erinnerte sie sich an den Kindertraum von der Krankenschwester – und wurde eine. „Ich habe jahrelang nach der Ausbildung an der Poliklinik in Eibenstock gearbeitet – und was wir dort medizinisch alles lernten – vor allem bei den dringlichen Hausbesuchsdiensten – davon zehre ich heute noch!“

Doch als die Poliklinik mit der Wende schloss, musste sich Sigrid Clauß einen neuen Job suchen: „Ein dreiviertel Jahr habe ich als Arzthelferin gearbeitet, danach wechselte ich zur Diakonie und habe die Sozialstation Eibenstock mit aufgebaut.“ 22 Jahre ist das jetzt her. Mit 7 Mitarbeiterinnen hat sie begonnen, heute betreuen 25 Pflegekräfte 114 Pa-

tienten, die weiträumig verstreut leben. Das Einzugsgebiet der Sozialstation geht bis zur tschechischen Grenze. So haben die Pflegekräfte enorme Wegstrecken zu bewältigen – manchmal wegen nur eines pflegebedürftigen Menschen.

„Wir haben in unsrem Leitbild stehen: Hilfe kennt keinen Unterschied – dann dürfen wir auch nicht vor weiten Wegen zurückschrecken. Wirtschaftlich ist das natürlich nicht.“

Wobei wir beim Thema wären: Dem enormen Zeit- und Kostendruck, der in der Pflege herrscht. „Man gewöhnt sich. Für mich kam es nie infrage, einfach hinzuschmeißen – auch wenn ich manchmal am Ende bin.“ Beispielsweise, wenn bei voller Auslastung die Krankenscheine kommen. Frau Clauß springt dann oft selbst ein. „Dann bleibt der Schreibkram liegen und ich gehe raus. Es macht mir immer noch Freude und ich verliere den Kontakt zur Basis nicht. Es ist wichtig für das eigene Feedback: Kann ich moderne Wundversorgung noch? Und wie ist das mit der Grundpflege? Ich muss ja wissen, was ich meinen Mitarbeiterinnen abverlange. Das muss ich aber selbst auch noch bringen. Nicht nur die Arbeit organisieren.“

Wenn aber mal alles über ihren Kopf zusammenschlägt, geht sie in den Wald. „Laufen und Stille – das hilft mir immer.“ Kraft schöpft sie aber auch in ihrer Kirchengemeinde. Sie singt im Chor, geht zu den Frauenstunden. „Da geht es dann um ganz andere Themen.“

Dann kann die zupackende und optimistische Pflegedienstleiterin auch wieder das Positive sehen und ihre Mitarbeiterinnen motivieren: „Ich sage meinen Leuten: Ihr habt einen tollen Beruf. Ihr könnt stolz sein, auf das was ihr tut – denn ihr tut gut. Ihr kommt in das Intimste eines

Menschen und genießt hohes Vertrauen. Aber klar: Draußen sind die Schwestern allein unterwegs und haben eine hohe Verantwortung. Deshalb geht es ihnen in erster Linie auch nicht um eine bessere Bezahlung. Viel wichtiger wäre ihnen, in Ruhe arbeiten zu können. Und nicht diesen Zeitdruck und unglaublichen Dokumentationsaufwand zu haben.“ Die Hoffnung, dass es in dieser Hinsicht doch irgendwann mal besser wird, hat sie noch nicht aufgegeben.

Ansonsten gilt: „Wir sind gemeinsam unterwegs. Mit all unserem Können, unseren Hoffnungen, aber auch unseren Irrtümern. Das wichtigste ist, dass wir uns gegenseitig vertrauen, alle Probleme besprechen und ein gutes Team sind. Und das sind wir.“

Was neben dem wirtschaftlichen Druck zunehmend zu schaffen macht, sind die Krankenkassen, die ärztlich verschriebene und erbrachte Leistungen anzweifeln und nicht bezahlen wollen. „Das kostet Zeit und Nerven.“ Oder Angehörige, bei denen zu spüren ist, dass es nur ums Geld geht. Aber auch die wachsende Vereinsamung der Patienten und die häufig damit einhergehende Verwahrlosung ist ein Problem. „Da muss ich meine Schwestern jetzt mal auf eine Weiterbildung schicken. Denn die Problematik ist nicht immer ganz einfach.“ Frau Clauß erzählt von einem alkoholkranken Mann, der sich völlig gehen ließ. „Da hat mich tatsächlich der Hausarzt angerufen und mich gefragt: ‚Sagen Sie mal, was muten Sie Ihren Schwestern eigentlich zu?‘ ‚Na, ja er braucht Hilfe und die kriegt er‘ war meine Antwort. Und weil wir kontinuierlich dran geblieben sind, hat sich seine Lage auch verbessert.“

Sigrid Winkler-Schwarz

„Ich glaube, es war Fügung: Ich bin hier tatsächlich vom Zivi zum Heimleiter gewachsen. Aber mein ganz normaler Beruf ist Krankenpfleger. Deshalb habe ich als Heimleiter auch Ahnung von der Pflege. Das ist sehr hilfreich und die Mitarbeitenden in der Pflege wissen es zu schätzen. Küche, Verwaltung, Reinigung sind selbstverständlich auch wichtig. Aber die Pflege ist schon das Herzstück in einem Altenpflegeheim. Und die kann man eben so und so mit mehr oder weniger Ehrgeiz und Herzblut gestalten.“

Robert Geburek, 38 Jahre jung, ist Heimleiter im Altenpflegeheim „Zur Heimat“ der Diakonie Bautzen in Bischofswerda.


„Nach dem Abitur 1995 wusste ich zunächst nicht, was ich machen sollte. Klar war nur, dass ich nicht zur Bundeswehr gehe, sondern Zivildienst mache. Ich komme aus einer katholischen Familie und meine Oma hat ihren Glauben sehr eindrücklich uns Enkelkindern vorgelebt und weitergegeben. Ein Armeedienst war überhaupt nicht denkbar. Und da alles in meinem bisherigen Leben im Umkreis von 500 Metern von meinem Zuhause statt fand, hab ich mich im Altenpflegeheim „Zur Heimat“ auf der Bautzener Straße vorgestellt. Dieses Heim war schon damals eine gesetzte Größe und es wurde gerade mit einem Neubau auf 62 Plätze erweitert. Aber ich wurde nicht für die Pflege eingestellt, sondern für Arbeiten im Hausmeisterbereich. Schon kurz darauf erkrankte der Hausmeister in Langzeit und mir wurde sehr viel zugetraut – vor allem an Verantwortung. Besonders beeindruckte mich im Altenpflegeheim, dass zu den Mahlzeiten alle Bewohner, Mitarbeiter, Hausmeister und das Heimleiter-Ehepaar Mohring an einem gemeinsamen Tisch saßen. Wir waren eine große Familie.“

Robert Geburek fühlte sich so wohl, dass er nach dem Zivildienst gleich den ausgeschriebenen Hausmeisterposten übernehmen wollte. Doch da war der Heimleiter dagegen: „Robert, Du musst doch erst mal einen Beruf lernen. Wie wäre es denn, wenn du Krankenpfleger lernst?“

Robert Geburek stimmte zu. „Auch wenn ich mit Pflege bisher nur wenig Bekanntschaft gemacht hatte, außer das ich schon mal geholfen habe, Bewohner in die Wanne rein- und wieder rauszuheben.“ Er schrieb fünf Bewerbungen und bekam drei Zusagen. „Ich habe mich dann im katholischen Carolus-Krankenhaus in Görlitz zum Krankenpfleger ausbilden lassen. Eine der besten Entscheidungen meines Lebens. Ich war vollkommen glücklich. Die Ordensschwwestern, die damals noch die Stationsleitungen innehatten, waren ziemlich streng, aber der gute Geist war deutlich zu spüren. Liebevoll wurde sich den Patienten zugewandt, auf sie eingegangen und ihnen geholfen. Natürlich gab es auch traurige Momente, etwa wenn jungen Menschen schwere Diagnosen gestellt wurden.“

In all den Ausbildungsjahren hielt der angehende Krankenpfleger aber Kontakt zum Altenpflegeheim in Bischofswerda und machte einmal im Monat ehrenamtlich Beschäftigungsangebote. „Außerdem habe ich jeden Heiligen Abend für die Bewohner den Weihnachtsmann gespielt und das mache ich übrigens noch heute!“

Nach Ausbildungsende blieb Robert Geburek zunächst im Carolus Krankenhaus, wobei nur zwei von 25 Auszubildenden übernommen wurden. Zunehmend schlich sich aber Unzufriedenheit ein. „Ich arbeitete in der Anästhesie, das war fachlich hochinteressant, aber menschlich enttäuschend. Es war definitiv nicht der richtige Platz für mich. So habe ich bei einem Aufenthalt zu Hause meine ehemaligen



Ich glaube,
dass man keine Angst
haben muss im und
vor dem Alter.

Robert Geburek
Heimleiter des Altenpflegeheims „Zur Heimat“ in Bischofswerda

Heimhauseltern Mohring gefragt: „Habt ihr nicht einen Platz in der Altenpflege, als Fachkraft, frei?“ Sie bejahten und so stieg Robert Geburek im Altenpflegeheim „Zur Heimat“ als Krankenpfleger ein.

Die Kollegen in der alten Arbeitsstelle schüttelten den Kopf: „In ein Altenpflegeheim gehen doch nur die, die keine Ahnung haben. Willst Du das wirklich?“ Und tatsächlich: Es war nicht so einfach, wie er es sich vorgestellt hatte. „Die Pflegefachkräfte, die schon lange dabei waren, empfanden mich als Konkurrenz. Und wenn ich was pflegewissenschaftlich Neues anschieben oder Pflegestandards verändern wollte, schallte mir entgegen: Das machen wir aber seit 10 Jahren schon immer so. Da war ich schon schockiert, wie unflexibel man werden kann.“ Aber die Heim/Pflegedienstleitung stärkte ihm immer den Rücken und auch auf dem Wohnbereich fanden sich veränderungswillige Verbündete. Als schließlich 2003 das Altenpflegeausbildungsgesetz in Kraft trat, wurde Robert Geburek Praxisanleiter für die Auszubildenden. „Das hat mir viel Freude gemacht. Damals gab es ja noch viele Auszubildende. Heute, als Heimleiter, würde ich sehr gerne auch mehr ausbilden, aber es ist schwierig geworden, Nachwuchs zu finden. Überhaupt wird das zu einem der größten Probleme in der „diakonischen“ Altenpflege: geeignete Pflegefachkräfte auszubilden, die ihren Job als Berufung sehen und ihre Aufgaben nicht bloß einfach so abarbeiten!“

Im Jahr 2006 wurde Robert Geburek zur leitenden Pflegefachkraft weitergebildet und übernahm danach die stellvertretende Pflegedienstleitung im Altenpflegeheim „Zur Heimat“. Als schließlich Heimleiter Mohring in den wohlverdienten Ruhestand ging, wurde die Heimleitung neu besetzt. Nach einer kurzen Interimsleitung durch einen Kollegen im Diakonischen Werk Bautzen, wurde die Heimleiterstelle neu ausgeschrieben.

Robert Geburek bewarb sich darum – als einer von 15 Anderen. „Das Haus war mir ans Herz gewachsen, ich habe aber nicht gedacht, dass ich die Stelle bekomme. Schon weil ich katholisch bin und signalisiert habe, dass mir nichts ferner lag, als ein Konfessionsübertritt.“ Dennoch kaufte sich Robert Geburek den ersten Schlips seines Lebens und trat im Anzug vor die Auswahlkommission. Er bekam die Stelle.

„Seit Oktober 2009 bin ich jetzt Heimleiter. Und ich kann sagen, man muss rege sein, um sich am Markt behaupten zu können. Denn wir sind vergleichsweise kostenintensiv. Rund 40 000 Euro kostet eine Vollzeit-Pflegekraft mit allen Lohnnebenkosten und Vorsorgeleistungen. Wenn man bedenkt, dass die Sätze für die Pflegestufen aber seit 1995 nahezu konstant geblieben sind, wird schnell offensichtlich, dass die privaten Zuzahlungen immer höher werden müssen. Und obwohl 55 seiner 62 Bewohner an Demenz erkrankt sind, haben nur 16 seiner Bewohner Pflegestufe III. Probleme, seine Heimplätze zu besetzen, hat er bisher den-

noch keine. Im Gegenteil: 60 angemeldete ältere Menschen warten auf ihre Aufnahme in „Zur Heimat“.

Auch Menschen ohne Kirchenbindung kommen gerne in sein diakonisches Heim. „Ich sage das bei jeder Anmeldung: Wir sind ein christliches Heim. Wir essen alle gemeinsam zu Mittag, das habe ich von den Mohrings als etwas Gutes und Richtiges übernommen. Wir hören die tägliche Losung, wir laden zu Andachten sowie Gottesdiensten ein, und wir beten vor den Mahlzeiten. Sie müssen nicht mitmachen, aber gerade diese Menschen beten schon nach kurzer Zeit das Tischgebet mit und singen nach wenigen Wochen die bekannten Lieder oder können plötzlich das Vaterunser und den Psalm 23 auswendig. Das erstaunt mich doch immer wieder.“ Es gäbe also keinen Grund, sich an die „glaubenslose Zeit“ anzupassen.

„Mein Glaube trägt mich.“

„Ich habe auch keine Angst vor dem Sterben. Ich bin zuversichtlich, dass es weitergeht und ich alle wiedersehe. Das kann ich auch den Angehörigen mit auf ihren Weg geben, wenn jemand gestorben ist. Auch da führe ich eine gute Tradition der Verabschiedungskultur meiner Vorgänger weiter: Verstorbene werden in einem besonderen ‚Raum der Stille‘ im offenen Sarg aufgebahrt. Angehörige, Mitbewohner und Pflegepersonal können sich in Ruhe von ihnen verabschieden. Die Resonanz der Angehörigen ist äußerst positiv!“

Merkwürdigerweise grenzt das Altenpflegeheim „Zur Heimat“ direkt an einen Friedhof. Das macht vielen Angst: Jetzt bin ich im Altenpflegeheim und den Friedhof kann ich auch schon sehen...

Dabei ist es eine wichtige Aufgabe, den Schrecken vor dem Altenpflegeheim zu nehmen und in der Bevölkerung die Berührungängste zu verringern.

Dazu gehört natürlich auch, neue Versorgungsformen und -angebote zu kreieren. Da müsste die Diakonie Vorreiter sein und sich mehr trauen. Man kann nicht alle Unwägbarkeiten vorher abklären. Das ist ermüdend.“

„Mehr Mut zum Scheitern“, fordert Geburek, der mit seiner „Männerwerkstatt“ auch den Würdigungspreis des Sächsischen Altenhilfepreis 2013 erhalten hat. Ein so noch nicht dagewesenes Angebot, dessen Finanzierung auch einiger Phantasie bedurfte.

„Mir liegt es sehr am Herzen, unser Haus weiterzuentwickeln. Wir brauchen auch zunehmend Konzepte für nicht dementiell erkrankte alte Menschen. Sie sind zwar deutlich in der Minderzahl, aber auch sie brauchen Rückzugsmöglichkeiten. Das Durchschnittsalter der Bewohner liegt bei

86 Jahren, daran lässt sich erkennen, dass die Pflegebedürftigkeit immer mehr zunimmt und entsprechend auch die Tagesgestaltung und -strukturierung neue Wege gehen muss.

Diese Problematik ist in der Politik doch noch gar nicht angekommen. Wenn ich lese, was im neuen Koalitionsvertrag dazu steht, dann ist das im Grunde fast nichts. Jedenfalls nichts, was den Druck aus dem System nehmen würde. Positiv ist, dass sich der Schlüssel zur Betreuung pflegebedürftiger Menschen von 1:24 auf 1:20 verbessern soll. Was aber wird mit der steigenden Altersarmut? Viele von den zukünftigen Pflegebedürftigen rutschen in die Sozialhilfe, weil ihre Rente nicht reicht. Werden diese Menschen dann dem billigsten Heim ohne Berücksichtigung des Wunsch- und Wahlrechts zugewiesen?

Die andere Seite ist: Wie steigern wir die Attraktivität des Pflegeberufes? Eine bessere Bezahlung allein reicht da ganz bestimmt nicht. Wenn ich allein daran denke, wie viel wertvolle Zeit wir in Papierkram investieren, welcher niemanden wirklich etwas nützt und nur wertvolle Zeit raubt. Zeit, die dringend die Bewohner bräuchten, wäre diese Bürokratie nicht, wäre schon viel gewonnen!“

Robert Geburek ist viel in den Wohnbereichen im Heim unterwegs, spricht mit den Bewohnern und unterstützt

die Pflegekräfte. Das kostet Zeit und ist oft nicht in einer regulären Arbeitszeit zu schaffen. „Natürlich fällt mir das leichter, weil ich keine Familie habe. Das Altenheim ist ein Stück weit mein Zuhause.“

Die Bischofswerdaer kennen den engagierten Heimleiter Geburek aber auch noch in vielen anderen Zusammenhängen: Als Stadtrat, als Kopf einer Bürgerinitiative, als Fördermitglied des Goethe-Gymnasiums, als Vereinsvorsitzender eines Freizeit- und Jugendverbandes.

Fazit: Robert Geburek ist ein äußerst engagierter, zielstrebig und facettenreicher „Schiebocker mit Leib & Seele“.

Sigrid Winkler-Schwarz

Ich habe zwei Kinder. Meine ältere Tochter hat ein Down-Syndrom. In meiner zweiten Schwangerschaft habe ich ohne Bedenken eine Fruchtwasseruntersuchung durchführen lassen – das war 1990.

Ich wusste, dass sie nicht nötig sein würde. Meine Tochter hat eine freie Trisomie. Es wurde aber erwartet, dass ich „vorsorge“. Die Angst kam erst nach der Geburt meines Sohnes und sie traf mich unerwartet. Durch meine Tochter hatte ich Kontakt mit anderen Behinderungen und auf einmal meinte ich, ein Symptom von Sauerstoffmangel erkannt zu haben. Die Fruchtwasseruntersuchung hat mir bestätigt, was ich ohnehin ziemlich sicher wusste: Nicht noch ein Down-Syndrom. Die Angst davor genommen, ein vielleicht noch schwerer behindertes Kind zur Welt gebracht zu haben, hat sie nicht.

Vor diesem Hintergrund erlebe ich seither die Entwicklung des medizinisch-technischen Fortschritts in der vorgeburtlichen Diagnostik mit sehr ambivalenten Gefühlen. Noch mehr besorgt mich aber der Umgang mit diesen Möglichkeiten, die Entwicklung unseres Rechts und die ethische Diskussion. Oft scheint es, als wäre dem Druck des medizinisch-technischen Fortschritts nichts mehr entgegenzusetzen. Als wäre es heute doch normal, aus eugenischen Gründen eine Schwangerschaft abubrechen. Als würden Familien unglücklich, wenn sie ein Kind mit Down-Syndrom erwarteten. Und gleichzeitig gibt es immer mehr schöne Filme, Fotografien und Geschichten von Menschen mit Down-Syndrom. Die Spannung könnte nicht größer sein.

Deshalb möchte ich Frauen und ihre Partner in ihrer Schwangerschaft begleiten. Sie finden bei uns einen

sicheren, geschützten Ort, zu dem sie voraussetzungslos kommen können. Sie können darauf vertrauen, dass wir keine Angst vor schweren Themen haben und sie darin unterstützen, in Ruhe und mit der für sie nötigen Zeit Lösungen zu finden, ohne Aktionismus und Fluchtimpulsen nachzugeben.

Dabei ist das Arbeitsfeld der Schwangerschafts(konflikt)beratung vielfältiger geworden:

- Beratung im Schwangerschaftskonflikt bei ungewollter Schwangerschaft.
- Beratung bei einer gewünschten Schwangerschaft und einem auffälligen Befund durch Pränataldiagnostik.
- Beratung bei Problemen nach der Geburt des Kindes – z.B. Bindungsprobleme (Frühe Hilfen).
- Beratung bei unerfülltem Kinderwunsch.
- Beratung bei Partnerschaftskonflikten in Zusammenhang mit der neuen Lebenssituation.
- Beratung schwangerer Frauen und ihrer Partner in allen Fragen finanzieller Unterstützungen – insbesondere Unterstützung zur Anschaffung der Erstausrüstung über die „Stiftung Mutter und Kind“, Elterngeld, Kindergeld - Bundesbetreuungsgeld etc.

Schon dieser unvollständige Ausschnitt unserer Aufgaben zeigt: Schwangerschaftskonflikte sind wesentlich vielfältiger als der juristische Begriff umschreibt. Eigentlich geht es immer um die Frage, ob – und viel öfter wie sich eine Beziehung zwischen einer Mutter, dem in ihr wachsenden Kind und ihrem Umfeld entwickeln kann.

Dr. Anne-Katrin Olbrich

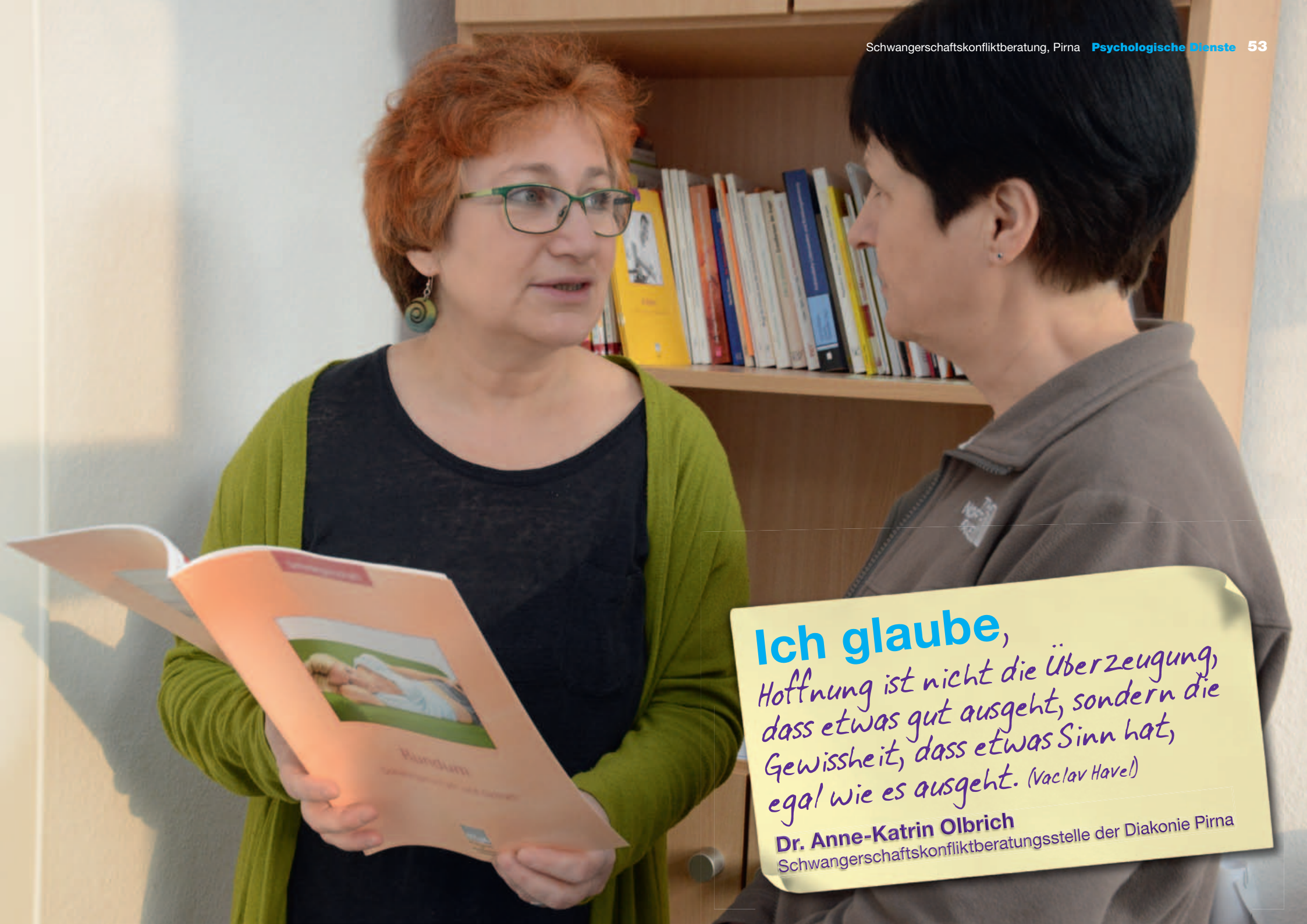
Schwangeren- und Schwangerschaftskonfliktberatung nach Schwangerschaftskonfliktgesetz (SchKG)

Die Komplexität von Problemlagen in der Schwangeren(konflikt)beratung nimmt zu. Viele Beratungsstellen signalisieren, dass Schwangere mit Drogenkonsum (Crystal) im Kontext der Beantragung von Stiftungsmitteln („Familie stärken“) die Beratung aufsuchen.

Die Veränderung im Bezug des Elterngeldes (Anrechnung als Einkommen bei Nichterwerbstätigkeit auf Sozialleistungen) verschärft prekäre Lebenslagen. Jugendliche Mütter benötigen Unterstützung bei der Entwicklung einer Pflege- und Erziehungskompetenz.

Die Zahl der Beratungen im Schwangerschaftskonflikt ist rückläufig. In 15 % der Beratungen geht es um einen Konflikt in der Schwangerschaft. 85 % der Beratungen haben psychosoziale Inhalte bzw. dienen der Information zu und der Vermittlung von Unterstützungsleistungen.

2013 wurden in 10.964 Fällen insgesamt 11.268 Personen in 23.160 Gesprächen beraten.



Ich glaube,

Hoffnung ist nicht die Überzeugung,
dass etwas gut ausgeht, sondern die
Gewissheit, dass etwas Sinn hat,
egal wie es ausgeht. (Vaclav Havel)

Dr. Anne-Katrin Olbrich

Schwangerschaftskonfliktberatungsstelle der Diakonie Pirna

Mein Name ist Karina Ulbricht, ich bin 38 Jahre alt und arbeite seit Sommer 2009 in der Familienberatungsstelle in Bautzen.

Obwohl ich bereits Erfahrungen in aufsuchender Familien- und Einzelarbeit, als auch in offener Stadtteilarbeit mitbrachte, war die Arbeit in einer Beratungsstelle mit vielen neuen Erfahrungen und Fragen verbunden. Es kommen Menschen in den unterschiedlichsten Lebenssituationen, mit verschiedensten Fragestellungen und Schwierigkeiten. Mich darauf mehrmals täglich neu einzustellen, erlebte ich anfangs als Herausforderung. Inzwischen empfinde ich das mehr und mehr als spannend und abwechslungsreich. Einige dieser oft sehr persönlichen Gespräche bewegen mich noch lange danach. Oft sind das die Schicksale, wo wenig Veränderung möglich erscheint und ich als Berater hauptsächlich begleiten, zuhören und mit aushalten kann. Wenn Beratungsarbeit ihre Grenzen hat, erlebe ich als persönliche Entlastung für mich, genau das an Jesus im Gebet abgeben zu dürfen.

Nicht alle Klienten kommen ganz freiwillig zu uns. Meist betrifft es Eltern, die vom Familiengericht bzw. Jugendamt an uns verwiesen werden, um sich beispielsweise über Umgangsregelungen oder andere, die gemeinsamen Kinder betreffende Fragen, zu einigen. Diese Elternberatungen sind oft sehr emotionale Gespräche, denen manchmal jahrelange gegenseitige Kränkungen und Verletzungen vorausgegangen sind. Dazwischen stehen die Kinder, die im Kampf der Eltern gegeneinander meist völlig aus dem Blick geraten sind. Dort versuchen wir in Co-Beratung, d.h. zwei Berater arbeiten gemeinsam mit den Eltern, Haltungen und Sichtweisen zu verändern und die Kinder wieder mehr ins Blickfeld zu rücken.

Parallel dazu gibt es ein Gruppenangebot für Kinder, wo sie Kontakt zu anderen Kindern knüpfen können, die sich in einer ähnlichen Situation befinden. Beim gemeinsamen Spielen, Malen und Essen dürfen die Kinder über ihre Situation, über damit verbundene Gefühle und Wünsche reden. Das dient den Kindern vor allem als Entlastung, denn oft fühlen sie sich an der Situation ihrer Eltern mitschuldig. Um mit den Kindern ins Gespräch zu kommen, hilft auch meine Handpuppe Paula. Sie ist ein vollwertiges Gruppenmitglied, wird von den Kindern sehr gemocht, kennt viele Gefühle der Kinder aus eigener Erfahrung und darf auch mal ein bisschen frech sein. Mir ist die Arbeit mit den Kindern sehr wichtig, vielleicht auch deshalb, weil ich selbst ein Scheidungskind war.

Und auch in den Gesprächen mit den Eltern kann ich so manchen Eindruck, manches Gefühl und manchen Wunsch der Kinder einfließen lassen. So gibt es eine Stunde in der Kindergruppe, die mich immer wieder berührt. Das ist die Stunde zum Thema „Wünsche“, bei der es nicht um materielle Wünsche, sondern um die der Kinder an ihre Eltern geht. Und ganz gleich wie lange eine Trennung oder Scheidung her ist, fast alle Kinder wünschen sich, dass Mama und Papa wieder zusammen sind.

Täglich höre ich viel Leid, Trauer, Verzweiflung, Ärger. Trotz alledem gehe ich gern zu meiner Arbeit. Das hat nicht zuletzt auch etwas damit zu tun, dass wir hier ein gutes Miteinander im Team pflegen. Da darf jeder auch Fehler machen, Aufgaben abgeben, um Unterstützung bitten. Ich empfinde das nicht als selbstverständlich, sondern als eine unglaubliche Gnade und als Segen für mich persönlich.

Karina Ulbricht

Familien- und Erziehungsberatung (nach SGB VIII § 28 in Verbindung mit §§ 16,17, 18, 35a und 41 SGB VIII)

Mit dem „Gesetz über das Verfahren in Familiensachen und in Angelegenheiten der freiwilligen Gerichtsbarkeit (FamFG)“ vom 01.09.2009 können Familiengerichte trennungswilligen Paaren eine Beratung zum Sorge- und Umgangsrecht empfehlen bzw. sogar anordnen.

Damit benötigen Beratungen im Kontext familiengerichtlicher Entscheidungen zunehmend mehr Arbeitskapazität und Energie der Mitarbeitenden, ohne dass die Beratungskapazität durch die Jugendämter erhöht worden wäre. Paare mit zum Teil sehr hohem Konfliktpotenzial („hochstrittige“ Paare) sind sowohl methodisch wie auch strukturell eine große Herausforderung. Mit Co-Beratung, Verfahrensklä rung (z.B. durch Begrenzung der Fallzahlen für diese Beratungen) und zusätzlicher Fortbildung wird dieser entsprochen.

Die Wirkung von Trennung und Scheidung auf Kinder erfordert vielfach eine beraterische Begleitung und Bewältigungshilfe in Form von Einzelberatung und/oder Gruppenberatung (Gruppen für Kinder, deren Eltern sich in Trennung befinden).

Im Jahr 2012 wurden in 6.593 Fällen mit 30.211 Gesprächen 13.692 Personen erreicht.

Ich glaube,

dass eine Lebenskrise nicht zum Scheitern führen muss, sondern etwas neues Ermutigendes daraus wachsen kann.

Hanna Winkler

Ehe- Familien- und Lebensberatungsstelle
Diakonie Döbeln



Seit April 2012 arbeite ich als Ehe-, Familien- und Lebensberaterin der Diakonie Döbeln. Diese Stelle gibt es schon seit über 20 Jahren.

Für die Einwohner von Döbeln und der ländlichen Umgebung ist das Angebot der Ehe-, Familien- und Lebensberatung etwas Vertrautes und wird entsprechend gut in Anspruch genommen. Bis 31.12.2013 stand eine Vollzeitstelle zur Verfügung. Der Landkreis Mittelsachsen stellt die finanzielle Förderung für meine Stelle ab 2014 ein. Dadurch wird es im neuen Jahr große Veränderungen im Blick auf den Umfang der Stelle geben. Es ist meinem Arbeitgeber zu danken, dass er bestrebt ist, das Angebot als solches überhaupt im Umfang von einer halben Stelle zu erhalten. Ganz kurz möchte ich auf meine Klienten eingehen und greife dazu auf die Erfahrungen des Jahres 2012 zurück. In einer von hoher Arbeitslosigkeit geprägten Region bilden die ALG-II-Empfänger ein Drittel meiner Klienten. Frauen nehmen häufiger eine Beratung in Anspruch als Männer (Verhältnis 2,5 zu 1). Die knappe Hälfte der Klienten ist im Alter zwischen 36 und 55 Jahren. Zwei Drittel der Ratsuchenden lassen sich auf einen Beratungsprozess ein. In den Haushalten meiner Klienten befanden sich im angegebenen Zeitraum 345 Kinder unter 18 Jahren. Wenn ich davon ausgehe, dass jeder Konflikt auch systemische Ursachen bzw. Auswirkungen hat, ist das eine stattliche Zahl.

Das Leben schreibt spannende, traurige, ermutigende aber auch entmutigende Geschichten. Immer wieder bin ich sehr berührt und betroffen, manchmal auch wütend und ärgerlich. Was können Menschen aushalten – mitunter über Jahrzehnte. Wie mutig ist ein erster suchender Schritt zur Orientierung um dann einen Weg zu finden, der Veränderung möglich macht. Dankbar wird das Zuhören in

Anspruch genommen und das wird auch oft so formuliert. Die soziale Einsamkeit nimmt zu. Die Familien wohnen oft weit auseinander. Sorgen und Nöte werden nicht unmittelbar wahrgenommen und auch nicht miteinander geteilt. „Ich will es doch genießen, wenn die Kinder schon mal zu Besuch sind...“ Der Bedarf an Paarberatungen nimmt zu. Bereits getrennte Paare kommen mit der Bitte, Hilfe auf der „Elternebene“ zu erhalten. Im Blick auf die Paarbeziehung ist hier die Entscheidung schon gefallen. Mir ist es dann sehr wichtig, einen möglichen Weg gemeinsam zu finden, der ohne neue Verletzungen für das Elternpaar und die Kinder einhergeht. Mir sind aber auch viele Paare in guter Erinnerung geblieben, die mit dem gemeinsamen Wunsch in die Beratung kamen: Die Beziehung zu stärken. Oft sind es Paare, die einen langen gemeinsamen Weg gegangen sind und durch Veränderungen in ihrem Leben (z.B. die Kinder gehen aus dem Haus, das Älterwerden mit körperlichen Veränderungen...) spüren, wir brauchen Hilfe. Mich persönlich erfreut das immer ganz besonders, wenn Beratung zur Stärkung der Beziehung in Anspruch genommen wird.

Ich gehe davon aus, dass ca. 15 % meiner Klienten Mitglied einer christlichen Kirche sind. Das klingt vielleicht wenig, aber in den Gesprächen habe ich eine andere Wahrnehmung. Die Klienten wissen, dass sie zur Diakonie gehen und haben schon eine Ahnung davon, dass dies mit Kirche zu tun hat. Des Öfteren wird auch konkret danach gefragt. Auch nonverbal steht eine Erwartung im Raum: Hier darf ich so sein, wie ich bin und werde nicht verurteilt. Immer wieder passiert es, dass wir bei Sinnfragen des Lebens stehen, bei Wertschätzung (...wer gibt mir diese...) bei Selbstliebe (...irgendwo gibt es doch so einen Satz: „Liebe Deinen Mitmenschen wie dich selbst...“). Am meisten nachgegangen ist mir ein Anruf: Unter Tränen wurde ich gefragt:

„Wir sind nicht in der Kirche, können wir trotzdem zu ihnen kommen?“ Daraus entwickelte sich ein positiver ermutigender Beratungsprozess. Ja, auch gerade deshalb macht mir meine Arbeit soviel Freude und erfüllt mich. Jeder Mensch ist ein von Gott geliebtes und wertgeschätztes Original. Dieses Wissen ist für mich persönlich in der Beratung eine große Ressource. Jedem Klienten möchte ich als einem besonderen einmaligen Menschen begegnen. Mit ihm gemeinsam neue Möglichkeiten für sich zu entdecken, die neue Perspektiven für sein Leben öffnen, das ist eine ermutigende und frohmachende Tätigkeit für mich. Dies ist ein wesentlicher Grund für die Freude an meiner Arbeit – trotz allen traurigen Lebensgeschichten, die ich höre, und auch trotz allen immer mehr wegfallenden sicheren Rahmenbedingungen. Meine Arbeit erfüllt mich und gerne möchte ich sie weiter tun können.

Hanna Winkler

Ehe-, Familie- und Lebensberatung

Das Gelingen von Paarbeziehungen ist nicht mehr selbstverständlich. Partnerschaften stehen vor Herausforderungen durch die Arbeitswelt, durch gewachsene Ansprüche an die Beziehungsgestaltung sowie durch Sinn- und Wertefragen. Paare suchen stärker als früher Begleitung in Konfliktsituationen. Im Kontext der demografischen Entwicklung sind mehr Beratungen von Menschen ab 55 Jahren festzustellen. Die Sicherstellung des (freiwilligen) Angebotes der Ehe-, Familien- und Lebensberatung erfordert von den Trägern einen hohen Einsatz von Eigenmitteln. Im Jahr 2012 wurden 2084 Personen (1.491 Fälle) durch 10 Angebote mit 8,525 VZÄ erreicht.

Psychologische Beratung

Beratung in Problem- und Krisensituationen ist erforderlich, um den Auswirkungen der gesellschaftlichen und demografischen Veränderungen auf den einzelnen Menschen und seine Beziehungssysteme positiv zu begegnen. Beratung hat das Ziel, den Menschen in seinen Handlungs- und Gestaltungsmöglichkeiten zu fördern. In der Beratung werden Chancen und Ressourcen in eingeschränkten Kontexten und zwischen den Generationen entdeckt und gefördert.

Beratungsfelder

- Schwangeren- und Schwangerschaftskonfliktberatung
- Familien- und Erziehungsberatung
- Ehe-, Familien- und Lebensberatung
- TelefonSeelsorge

Die Beratungsarbeit wird durchgeführt von 23 diakonischen Trägern mit 31 Beratungsstellen.

- Beratungsstellen
155 Personen in rund 90 Vollzeitstellen (Vollzeitäquivalente = VZÄ)
- Erziehungsberatung
71 Personen auf 43,4 VZÄ
- Ehe-, Familien- und Lebensberatung
26 Personen auf 8,525 VZÄ
- Schwangeren- und Schwangerschaftskonfliktberatung
55 Personen auf 32,5 VZÄ
- Teamassistenz (Erstkontakt)
19 Personen mit 6,15 VZÄ.

Insgesamt wurden 2012 im Arbeitsfeld psychologische Beratung 27.044 Personen beraten (ohne TelefonSeelsorge). Das entspricht der Einwohnerzahl einer mittleren Stadt.

TelefonSeelsorge

In den sechs Stellen der ökumenisch arbeitenden TelefonSeelsorge in Sachsen sind neben 7,5 VZÄ (14 Personen) ca. 410 ehrenamtlich Mitarbeitende tätig. Im Jahr 2012 leisteten sie 44.383 Stunden Dienst am Telefon. Aus den 73.593 registrierten Anrufen entstanden 44.045 seelsorgerliche Gespräche vor allem zu den Themen Einsamkeit, Partnerschaft, psychische Erkrankungen sowie Sinn- und Wertefragen.

Eigene Erfahrungen und persönliche Motivation für die Arbeit

„Ich habe begriffen, dass jeder Mensch einmalig ist. Keiner ist wie der andere. Ich kann nie die passende Antwort für alle haben. Ich darf mich auf jeden Anrufer einlassen, als wenn es nur ihn gäbe und sein Problem so einmalig ist wie er selbst. Jeder Anrufer hat etwas, was ich wertschätzen kann. Und: Nur der Anrufer hat die Lösung für sein Problem. Der Anrufer selbst ist der Spezialist und Fachmann für sein Leben. Ich kann nur Begleiter oder vielleicht Hebamme einer guten Lösung sein. Das entlastet mich von dem Druck, etwas vollbringen zu müssen, was vielleicht gar nicht machbar ist. Der Anrufer darf sein Problem behalten. Ich habe beschlossen, dass ich am Telefon immer Auszubildender, Azubi, bleibe, denn ich werde nie auslernen. Jeder Mensch und jede Situation sind etwas Einmaliges. Und ich werde mit jedem Dienst an Lebenserfahrung gewinnen. Was mich als Experte für mein eigenes Leben ja nur weiter bringen kann. Und außerdem bin ich: Auch zukünftig bestimmt interessiert an Menschen, die mir Gott in den Weg stellt – eben Azubi.“

H. Sch., Ehrenamtliche Mitarbeiterin
in der TelefonSeelsorge



Ich glaube,
dass jeder Mensch in seiner
Einzigartigkeit wertvoll ist
und Achtung und
Wertschätzung verdient.

Maria Schubert
Leiterin der Sozialtherapeutischen Wohnstätte Thum

Wenn ich Rückschau halte auf die letzten 13 Jahre, dann bin ich sehr dankbar. Dankbar, dass ich in diesem Arbeitsfeld arbeiten und mitgestalten darf, dankbar für die vielen Begegnungen, die ich in dieser Zeit hatte, dankbar aber auch, dass ich viel Bewahrung erleben durfte.

Als Heimleiterin einer Sozialtherapeutischen Wohnstätte für chronisch psychisch kranke Menschen habe ich mich und mein Team immer als Lebensbegleiter der Bewohner verstanden, als Begleiter für eine Wegstrecke ihres Lebens. Diese Wegstrecke können wir gemeinsam gestalten. Dabei kann ich meine Ideen und Vorstellungen einbringen, aber „Loslaufen“ muss jeder ganz allein.

In all den Jahren meiner Tätigkeit konnte ich die verschiedensten Erfahrungen machen, auch dass es uns/mir manchmal sehr schwer fällt, das eigenständige „Loslaufen“ der Klienten zu zulassen.

Oft sind es unsere Maßstäbe, unsere Förderpläne, unsere Vorstellungen von Inklusion, die wir gern umsetzen möchten, nicht zuletzt als Gradmesser des Erfolges unserer Arbeit.

Ich denke, dass es sehr wichtig ist, dass unsere Klienten die Chance haben, selbst loslaufen zu dürfen, sich auszuprobieren und selbst Verantwortung zu übernehmen, und auch Fehler machen zu dürfen.

Wir können nur die Rahmenbedingungen gestalten. Und manchmal werden unsere Vorstellungen über den Haufen geworfen und völlig neue Lebensentwürfe entstehen, die in keinen Leistungstyp der Eingliederungshilfe passen, und

doch ganz passgerecht und individuell für den Klienten sind! Das verdient unsere Akzeptanz und Wertschätzung, auch wenn/oder gerade an dieser Stelle unsere Lebensbegleitung endet, weil andere Begleiter – außerhalb des professionellen Hilfesystems – zur Seite stehen!

An Hand einer Lebensgeschichte möchte ich ein Beispiel für gelebte Inklusion erzählen, die nicht künstlich inszeniert wurde, sondern ganz normal passiert und in ihrer Normalität schon wieder einzigartig ist! Dieses Fallbeispiel hat mich sehr bewegt und in meiner Haltung und Hoffnung in Bezug auf Nächstenliebe, Nachbarschaftshilfe und Solidarität sehr bestärkt.

Als Tino (er sei in dieser Geschichte so genannt) zu uns in die Wohnstätte kam, hatte er schon eine Odyssee an Einrichtungen und Hilfen hinter sich, zuletzt war er in den Notunterkünften der Wohnungslosenhilfe gelandet. Mit Mitte zwanzig sah die Prognose relativ finster aus, die Diagnosenliste lang, Alkoholabhängigkeit, Wahnvorstellungen, Angst- und Verhaltensstörung, dazu ein zerrüttetes Elternhaus. Tino entzog sich vielen Hilfsangeboten und brach Therapien und Ausbildungen ab. Irgendwie verschlug es ihn ins Erzgebirge, wollte neu anfangen, alte Seilschaften hinter sich lassen, und doch scheiterte er wieder und landete wieder mal in der Psychiatrie.

Zunächst war er sehr misstrauisch, auch kam er mit vielen Bewohnern nicht klar, eckte bei den Älteren mit seiner

provokativen Art oft an. Das Zusammenleben mit so vielen Menschen in einem Haus fiel ihm sehr schwer. Die Situation wendete sich, als ich ihm einen Platz in einer Außenwohngruppe anbot. Es war ein Versuch, ein Angebot, das er jedoch selbst mit Leben füllen musste. Tino war erst irritiert, dass wir ihm das zutrauten, aber er fühlte sich in seinem Selbstvertrauen aufgewertet. Es war eine Zweier-WG, abseits vom Stadtkern, in der Nachbarschaft eines Bauernhofes. Der ausschlaggebende Wendepunkt in seinem Leben war der Beginn einer Freundschaft mit der Bauernfamilie. Ganz unvoreingenommen wurde er dort aufgenommen und akzeptiert, so wie er war. Tino wurde ganz normal mit einbezogen in das Familienleben, übernahm Aufgaben auf dem Bauernhof – wobei besonders die Arbeit mit den Tieren ihm gut tat – und wurde mit eingeladen bei allen Festen und Feiern.

Endlich hatte er eine Familie, die er nie hatte. Der Hausherr setzte sich mit mir in Verbindung und teilte mir mit, dass er für Tino eine Arbeit gefunden hätte bei einem Hausmeister-service. Inzwischen arbeitet Tino seit einem Jahr dort und ist dabei, seine Fahrerlaubnis zu machen. Er wirkt zufrieden und ausgeglichen. Im nächsten Jahr wird er in die eigene Wohnung ziehen, und wir werden unsere Hilfe beenden. Eigentlich ein ganz normaler Fall, und trotzdem einmalig.

Jeder Mensch hat das Bedürfnis nach Zugehörigkeit und Gemeinschaft, das Bedürfnis, sich irgendwo zu Hause zu fühlen, angekommen und angenommen zu sein.

Es ist mir in meiner Arbeit und in meiner persönlichen Haltung ein großes Bedürfnis, mein Umfeld zu sensibilisieren für dieses gemeinschaftliche, solidarische Denken und Handeln. In dieser Lebensgeschichte ist es ganz ohne unser professionelles Handeln entstanden, aber oft ist es nötig, dass Netzwerke geknüpft werden, um Begegnungsräume und -möglichkeiten zu schaffen, damit Menschen mit und ohne Behinderung sich ganz normal begegnen können.

Die Wohnstätte mit ihren, manchmal auch sehr bunten Bewohnern, gehört seit Jahren zum Stadtbild dazu. Es werden gemeinsam Feste gefeiert auf dem Wohnstätten-gelände, Bewohner des Hauses arbeiten im Tiergehege der Stadt, auf dem Bauhof und im Kulturhaus, sowie in der Kirchengemeinde. Schulklassen des Gymnasiums führen ihren Ethikunterricht in der Wohnstätte durch, ansässige Vereine beteiligen sich an der Ausgestaltung der Feste der Wohnstätte. Die Bewohner der Wohnstätte gestalten

Gottesdienste aus und sind in verschiedenen Vereinen des Ortes integriert: Feuerwehr, Fußball, Tischtennis, Schach, Familienzentrum. Hort und Kita nutzen die Sportgeräte im Haus, führen Ferienspiele auf dem Gelände durch.

Eigentlich nichts Besonderes, aber trotzdem bin ich sehr dankbar, wenn ich nach 13 Jahren Arbeit Rückschau halte. Es sind gute Strukturen gewachsen, freundschaftliche Kontakte entstanden und Vorurteile konnten abgebaut werden. Und es freut mich ganz besonders, wenn ehemalige Bewohner hier im Ort geblieben sind, hier ihre Heimat und ihr zu Hause gefunden haben und sich zugehörig fühlen.

Maria Schubert
Sozialtherapeutische Wohnstätte Thum

**Ich glaube,
das Großartige
im Leben ist
eher selten!**

Karla Aust
Chefärztin der Reha-Klinik Haidehof in Gohrisch



Ihr Arbeitszimmer ist voller Abschiedsgeschenke. Da speit ein wunderbar getöpfter Drache Feuer – aber mit so freundlichen Augen, dass es einem ganz warm ums Herz wird. An den Wänden hängen Bilder – manche mit dickem, buntem Farbanstrich, manche dezent, eines zeigt hauchzarte Lilien, mit einem Bleistift in feinsten Schattierungen gezeichnet. Kunstvoll verzierte und gerahmte Dankesbriefe – jede dieser Arbeiten offenbart, wie verschieden die Menschen sind, die sich hier von ihrem früheren Leben mit der Droge verabschieden wollen.

„Meine Motivation, mit drogenabhängigen Menschen zu arbeiten, speist sich aus ganz viel Pflichtbewusstsein und Verantwortungsgefühl für diejenigen, bei denen das Leben bisher nicht so glatt gelaufen ist und deren Ankunft auf dieser Welt meist nicht wirklich mit Freude begrüßt wurde,“ formuliert Karla Aust. Sie ist die Chefärztin der Haidehof-Klinik im Kurort Gohrisch, einer Fachklinik für drogenabhängige Jugendliche und Erwachsene. Hier haben sie die Möglichkeit, ein Entwöhnungsprogramm zu durchlaufen, um von ihrer Droge unabhängig zu werden. Doch bis dahin ist es meist ein weiter und schmerzhafter Weg.

„Es ist wunderbar zu sehen, wie zerbrochen manche Menschen hier ankommen und wie sie ein halbes Jahr später den Haidehof wieder verlassen: Selbstbewusst, bei sich und mit einer ganz anderen Ausstrahlung.“

Das seien echte Auferstehungen – „natürlich weiß man nicht, wie lange es hält. Die Rate der Rückfälle ist leider hoch. Das halbe Jahr, das sie hier verbringen, ist – gemessen an der ganzen Lebenszeit – aber auch sehr kurz. Und die draußen weiterführenden Angebote wie therapeutische Wohngemeinschaften, Suchtberatungsstellen, Selbsthilfegruppen oder Adaptionmöglichkeiten sind zu dünn gesät. Dabei müssen das Leben, Arbeiten, Wohnen, die Beziehungen ja ganz neu gelernt werden – nämlich unter dem Vorzeichen der Suchtfreiheit. Da braucht es ein Sprungbrett in die Realität, sonst ist der Schock zu groß. Auch brechen einige schon vor dem Ende die Therapie ab. Da muss man

sich fragen: Haben wir diesen Patienten mit dem, was wir hier tun, überhaupt erreicht?“

Gut 80 Prozent ihrer Klienten sind Crystal-Konsumenten. Die meisten sind Mitte 20 und sie haben – Frauen wie Männer – häufig Erfahrung mit Gewalt, sind also in irgendeiner Weise traumatisiert. „Das Abhängigkeitspotential von Crystal ist sehr, sehr hoch. Auch die durch die Droge induzierten Psychosen sind deutlich angestiegen. Mit all dem müssen diese jungen Menschen hier fertig werden. Vor allem aber müssen sie hier etwas lernen, was sie aufgrund ihrer Biographie häufig nie die Chance hatten, zu erfahren: Sich an den Qualitäten zu erfreuen, die ein normales Leben bietet: An den Schönheiten der Natur, beispielsweise. Den kurzen, aber intensiven Glücksrausch oder den Rausch der eigenen Grandiosität, den die Droge ermöglicht – diese vermeintlichen Großartigkeiten hält das Leben doch eher selten bereit“, sagt die erfahrene Therapeutin mit einem weisen Lächeln.

Sich selbst wieder spüren lernen, mit der inneren Anspannung, den schlimmen Erfahrungen, dem Leistungsdruck und all dem wieder umgehen zu lernen und den eigenen Weg ohne den „Ausweg Droge“ zu finden.

Dabei werden die überwiegend jungen Menschen von einem erfahrenen Team therapeutisch geschulter Mitarbeitender begleitet. „Was mich daran auch immer wieder motiviert und sehr erfreut, sind die erstaunlichen Entwicklungen, die auch die Mitarbeitenden dabei vollziehen. Wenn bei ihnen im Leben alles glatt gelaufen wäre, wären sie ja auch nicht hier. Auch das ist wunderbar.“

Bei allem Engagement ist Karla Aust dennoch dankbar, wenn sie im August 2014 in Rente gehen kann. „Es ist jetzt genug – und ich habe noch so viel vor. Mit meinen Enkeln, mit mir und meinem Mann.“

Geboren ist Karla Aust bei Bitterfeld. Sie studierte Medizin in Leipzig, ihren Facharzt machte sie in Innerer Medizin in Magdeburg und Staßfurt. In Radeburg arbeitete sie schließlich auch als Fachärztin auf der „Inneren“ – obwohl ihr Traum von Anfang an die Psychotherapie war.

„Man muss doch mit den Menschen darüber reden, was eigentlich hinter ihrer Erkrankung steckt.“

Aber gerade auf der Inneren sprach man wenig. Ihre Chance kam vor der Wende: Am Neustädter Klinikum konnte sie endlich mit der gewünschten Ausbildung beginnen. „Einen Facharzt für Psychotherapie gab es nach der Wende noch nicht.“ In Bad Wildungen in Hessen fand sie schließlich

ihre erste passende Arbeitsstelle und machte eine weitere Ausbildung zur Fachärztin für Psychotherapie. Sieben Jahre lang arbeitete sie mit traumatisierten Frauen. „Dann war mir das Hin- und Herpendeln zwischen Dresden und Hessen doch zuviel. Ich wollte wieder nach Hause. Da sah ich, dass die neue Suchtklinik in Weinböhla einen therapeutisch geschulten Arzt sucht. Ich bewarb mich und bekam die Stelle.“

Sie baute die Drogenklinik in Moritzburg auf. Im Oktober 2010 zog diese mit 40 Plätzen um nach Gohrisch. 12 Plätze zur Adaptionsbehandlung verblieben in Moritzburg.

Seit Januar 1998 arbeitet sie also nun bei der Diakonie. Ist da etwas besonders? „Ja, schon: Einerseits ist die Atmosphäre von Wertschätzung, Achtung und Verständnis geprägt. Das ist wohltuend und schafft Vertrauen. Andererseits gibt es für Ideen, die eigene Einrichtung weiterzuentwickeln, zu wenig Spielraum. Das ist häufig natürlich durch die finanziellen Engpässe bedingt. Aber nicht nur. Die diakonischen Mühlen mahlen sehr langsam. Das war und ist für kreative Mitarbeitende, die etwas wollen, sehr schmerzhaft.“

Sigrid Winkler-Schwarz

(K)ein Leben mit der Sucht: Ausbrechen aus dem Teufelskreis

Keine Wahlmöglichkeit mehr zu haben, ist die bittere Erfahrung vieler suchtkranker Menschen. Ein Stoff wird zum Wichtigsten im Leben. Aber auch Essstörungen, Glücksspiel-, Kauf- und Mediensucht können dazu werden. Wer abhängig ist, steckt in einem Teufelskreis und braucht Unterstützung.

Die Diakonie hilft Suchtkranken, Suchtgefährdeten und ihren Angehörigen. Das Angebot richtet sich strikt nach den Bedürfnissen des Einzelnen. Suchttherapeuten, Sozialarbeiter, Psychologen und Ärzte helfen beim Ausstieg aus der Sucht, begleiten Menschen auf ihrem Weg zur Abstinenz und in ein Leben frei von Suchtmitteln. Zudem unterstützen sie Angehörige dabei, einen angemessenen Umgang mit den Betroffenen und sich selbst zu finden. Gemeinsam mit diakonischen Suchtberatungsstellen, Kliniken und Reha-Einrichtungen, therapeutischen Wohngemeinschaften und Selbsthilfegruppen können betroffene Menschen passgenaue und individuell abgestimmte Wege suchen, finden und gemeinsam mit einer respektvollen und wertschätzenden Begleitung auch gehen.

Suchterkrankungen sind auch in Sachsen weit verbreitet und sind für das diakonische Engagement unserer Kirche mit ihrer Diakonie eine große Herausforderung. Das größte Problem ist nach wie vor die Alkoholabhängigkeit; zwei Drittel unserer Patienten sind davon betroffen. Besteht eine Abhängigkeit von illegalen Drogen – das betrifft ein Viertel der Patienten – sind fast zwei Drittel von ihnen von der Modedroge Crystal abhängig.

Helmut Bunde

Zahlen und Fakten der diakonischen Suchtkrankhilfe in Sachsen:

- In 23 anerkannten diakonischen Suchtberatungs- und -behandlungsstellen wurden 13 999 Personen wegen Suchterkrankung beraten und behandelt:
 - 8.071 hatten ein Alkoholproblem
 - 2.986 hatten ein Problem mit illegalen Drogen
 - 2.140 waren Angehörige
 - 802 hatten andere Abhängigkeiten
- 1.555 Personen wurden in eine psychiatrische Regelbehandlung vermittelt
- In den beiden diakonischen Psychiatrischen Kliniken in Hochweitzschen und Zschadraß gibt es je einen Bereich für Sucht-Regelbehandlung
- 1.361 Anträge auf medizinische Rehabilitation wurden gestellt
 - 720 auf eine stationäre Alkoholtherapie
 - 432 auf eine stationäre Drogentherapie
 - 177 auf eine ambulante Therapie
- 3 diakonische Rehabilitationskliniken zur Suchtentwöhnung und eine Adaptionseinrichtung bieten zusammen 250 Betten an.
- In 2 diakonischen Sozialtherapeutischen Wohnstätten für chronisch mehrfach Abhängigkeitskranke stehen 87 Plätze zur Verfügung sowie 40 Plätze im Außenwohnbereich und 42 Plätze im ambulant betreuten Wohnen
- 186 Sucht-Selbsthilfegruppen sind im kirchlich-diakonischen Auftrag tätig

Danke,

dass Sie auch 2013
ein großes Herz hatten
und mit Ihren Spenden die
wichtige Arbeit der
ökumenischen Diakonie
unterstützten!

Spendenkonto der Diakonie Sachsen 2013

Brot für die Welt (Spendenkonto Sachsen)	991.525,14 Euro (inkl. 26.856,12 Euro der 19. Aktion Stollenpfennig)
„Hoffnung für Osteuropa“	26.187,48 Euro
Solidaritätssparbrief „Eine Welt“	7.228,16 Euro
Diakonie Katastrophenhilfe	3.146.809,62 Euro (davon 2.946.396,50 Euro für Hochwasser 2013)

Stollenpfennige für Projekte rund um den Globus

Wechselgeld in Bäckerläden kommt seit 20 Jahren „Brot für die Welt“ zugute

Am späten Abend noch Mal Hunger? Das kennen viele und in den reichen Ländern findet jeder in seinen Vorräten noch ein Häppchen, bevor er ins Bett geht. Doch fast 850 Millionen Menschen in den Entwicklungsländern verbringen ihre Nacht regelmäßig hungrig. Sie werden nicht satt, weil das Essen für sie nicht reicht. Aber warum?

„Brot für die Welt“ ist der Überzeugung, dass der Kampf gegen den Hunger zu gewinnen ist. Das Land müsste nur gerechter verteilt, die ökologische Landwirtschaft gefördert und der Klimawandel energischer bekämpft werden.

„Land zum Leben – Grund zur Hoffnung“

unter diesem Leitspruch steht auch die 55. Aktion von Brot für die Welt. Für Sachsen wurde die traditionelle Spenden-sammlung am 1. Advent mit einem Gottesdienst in der Chemnitzer Stadtkirche St. Jakobi eröffnet. Dort traten unter anderem ein Bäckerchor und ein Chor mit chinesischen, evangelischen Studenten auf. Nach der Feier gab es im Kirchenkaffee frisches Gebäck nach einem afrikanischen Rezept. Damit verband sich der Hinweis auf ein besonderes Jubiläum:

Seit zwanzig Jahren stellen die Bäcker des Landesinnungsverbandes Saxonia in der Adventszeit Sammelbüchsen für den „Sächsischen Stollenpfennig“ auf ihre Verkaufstresen. 2013 standen in 615 Bäckereien über 1.500 Dosen. Die Idee: Kunden sollen beim Stollenkauf – und nicht nur dabei – das Wechselgeld in die Schlitze der Büchsen mit dem ansprechenden Pfennig-Logo werfen und damit „Brot für die Welt“ unterstützen. Seit 1994 spendeten die Kunden insgesamt fast eine halbe Million Euro, 2013 waren es gut 29.200 Euro.

Zur Eröffnung der 20. Jubiläumsauflage fand sich in der Dresdner Bäckerei Möbius am Postplatz auch Sänger und Entertainer Gunther Emmerlich ein, um mit seinem Namen die Aktion zu unterstützen. Er berichtete aus seiner Jugend: „Kaufen konnten wir Stollen nicht. Aber meine Mutter hat ihn gebacken – auch wenn das Zitronat dafür aus in Zucker eingelegten grünen Tomaten bestand“. Auch die Erfinder des Stollenpfennigs, der ehemalige Geschäftsführer der Bäckerei Wolfgang Hesse und Pfarrer Friedbert Stöcker kamen.

Er sagte: „Die Erfindung der ‚Stollenpfennig‘-Dose war nicht zufällig, sondern eine Reaktion darauf, dass ‚Brot für die Welt‘ nach der Wende nun plötzlich eine von vielen anderen Hilfsorganisationen war, nachdem sie all die Jahre vorher als einzige seriöse Hilfsorganisation gegolten hatte. Wir mussten uns etwas überlegen, um die Spender wieder auf uns aufmerksam zu machen. Zudem fehlte das spezifisch ‚Sächsische‘. Und was ist sächsischer als der Stollen? So war das Motto schnell gefunden: Wir haben Stollen, andere nicht einmal Brot“.

Marius Zippe



Brot
für die Welt

Zinsen aus Solisparbrief helfen in Kuba

Bildungsprogramm fördert Verantwortung für das Gemeinwesen

„Während unseres Aufenthaltes im Centro Martin Luther King gab es mehrere Seminare. In einem Seminar waren junge Leute aus verschiedenen Regionen Kubas zusammen gekommen. Sie gehörten unterschiedlichen Konfessionen an. Selbst in den Pausen auf dem Hof wurden die aktuellen Themen diskutiert. Biblische Texte helfen bei der Orientierung. Unsere Gruppe ist in dem ehemaligen Pfarrhaus unter gekommen. Das Centro platzt aus allen Nähten. Unser Geld ist gut bei der Unterstützung der Bildungsarbeit angelegt“.



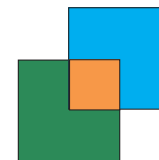
So schildert Christine Müller von der Arbeitsstelle „Eine Welt“ der sächsischen Landeskirche einige Eindrücke von ihrer Reise nach Kuba. Diese führte sie in das genannte Bildungszentrum in Havanna. Für die Einrichtung werden seit 2013 die Zinsen aus dem Solidaritätssparbrief „Eine Welt“ der Bank für Kirche und Diakonie – LKG Sachsen gespendet. Im ersten Jahr waren das über 7.200 Euro. Wegen der aktuellen Niedrigzinsphase fließt auch 2014 der Erlös an das Centro, das Teil einer Baptisten-Gemeinde im ältesten Arbeiterviertel Havannas ist.

Mit ihrem Bildungsprogramm will die Einrichtung Menschen in die Lage versetzen, sich aktiv am Gemeinwesen in Kuba zu beteiligen. 2012 wurden mit Kursen im Centro und in Fernlehrgängen rund 1.200 Menschen erreicht. Es geht um Themen wie Verantwortung, Befreiungspädagogik oder die soziotheologische Qualifizierung von ehren- und hauptamtlichen Mitarbeitern. Die Zinserträge des Sparbriefs kommen dem Projekt „Train the trainers“ zugute. Führungspersonen, Laien wie Pfarrer, sollen zu Multiplikatoren in den Regionen werden und Interessierte theologisch und in kirchlicher Gemeinwesenarbeit bilden.

Der Sparbrief „Eine Welt“ wird seit 1995 aufgelegt. Mit seinen Zinsen wurden bislang zahlreiche Entwicklungsprojekte gefördert. Die Anlage reiht sich damit in die Produkte ethischer Geldanlagen ein, deren Bedeutung nicht zuletzt auch wegen der Finanzkrise wächst. Wie beim fairen Handel geht es nicht nur um maximale Gewinne, sondern auch um soziale Standards, Umweltschutz oder Frieden. Ethische Geldanlagen sind keine Erfindung der Gegenwart. Bereits die Methodisten achteten im 18. Jahrhundert darauf, dass ihr Geld nicht in Brauereien, im Glücksspiel oder in der Prostitution angelegt wurde.

Auch die Quäker – für ihre pazifistischen Überzeugungen bekannt – lehnten es ab, in Unternehmen mit Waffenproduktion zu investieren. Den beiden Freikirchen ging es darum, keine Dinge zu unterstützen, die ihren Ansichten widersprachen. Als erste evangelische Kirchenbank und eine von wenigen Banken setzt die KD-Bank seit 2008 einen Nachhaltigkeitsfilter bei eigenen Geldanlagen ein. Er orientiert sich am Konziliaren Prozess und seinen Verpflichtungen für Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung.

Marius Zippe



Vernachlässigte Kinder erhalten Nähe und Zuwendung

20. Aktion „Hoffnung für Osteuropa“ unterstützt Kinderheim in Litauen

Aus Litauen ist meist nur wenig zu hören. Doch die ehemalige Sowjetrepublik, die zum EU-Land wurde, kämpft immer noch mit einer vergleichsweise hohen Arbeitslosigkeit und die Durchschnittslöhne sind sehr niedrig. Gerade in ländlichen Gebieten gibt es große soziale Probleme, ein Beispiel dafür ist die 40.000-Einwohner-Stadt Sakiai.

Dort engagiert sich die wieder gegründete Evangelisch-Lutherische Kirchgemeinde unter anderem für vernachlässigte Kinder und Jugendliche aus armen Familien. Rund 30 von ihnen kommen seit 2005 in einer zum Kinderheim umgebauten ehemaligen Pfarrhausruine unter. „Vor dem Kinderheim standen schon kleine Kinder, die um Aufnahme baten, weil sie es zu Hause nicht mehr ausgehalten haben“, berichtet Pfarrerin Steffi Stark aus Brünlos im Erzgebirge. Ihre Gemeinde und andere Partner unterstützen die kleine Kirchgemeinde in Sakiai schon seit Jahren. Nun soll das Kinderheim mit einem auch von der EU geförderten Neubau erweitert werden. Weitere Kinder sollen in Familiengruppen zu je acht Personen unterkommen. Damit soll der familienpädagogische Ansatz untermauert und die Chance der Kinder verbessert werden. In die Erweiterung soll nun auch Geld der 20. Spendenaktion „Hoffnung für Osteuropa“ fließen, die in Sachsen von Diakonie und Landeskirche verantwortet wird. Die Aktion wurde am 17. Februar 2013 in Brünlos mit einem Gottesdienst eröffnet und bis zum Jahresende kamen knapp 26.200 Euro zusammen und damit deutlich mehr als in den Vorjahren.

Marius Zippe



Kirche in Litauen

Die Evangelisch-Lutherische Kirche in Litauen entstand mit der Unabhängigkeit Litauens 1918 und umfasst heute ca. 19.000 Mitglieder in 54 Gemeinden. Sie werden von rund 20 Pastoren und vier Diakonen betreut. Seit 1968 ist die Evangelisch-Lutherische Kirche in Litauen Mitglied des Lutherischen Weltbundes und seit 1973 gehört sie der Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa an. Außerdem ist sie Mitglied der Konferenz Europäischer Kirchen. Daneben gibt es in Litauen auch noch eine Evangelisch-Reformierte Kirche, Baptisten und Methodisten-Gemeinden sowie die Russisch-Orthodoxe Kirche. Mit 79 % gehört der weitaus größte Teil der knapp drei Millionen Litauer allerdings der Römisch-Katholischen Kirche an.

Die Partnerschaft zwischen Brünlos und Sakiai

...fing mit den Glocken an. Das alte Stahlgeläut der Brünloser Kirche musste ersetzt werden, um den Kirchturm zu retten. Die ausrangierten Glocken kamen 1995 nach Sakiai in Litauen. Aus der Amtshilfe entstand eine feste Partnerschaft. Außer den Brünloser Christen engagierten sich in Sakiai unter anderem auch das Gustav-Adolf-Werk, der Martin-Luther-Bund, die einstige Nordelbische Landeskirche und der Lutherische Weltbund. So wurde die Kirche wieder aufgebaut und ein neues Pfarrhaus errichtet. In der Ruine des früheren Pfarrhauses entstand ein Kinderheim mit Vorbildwirkung.

Der lange Weg des Wiederaufbaus

Juni-Flut in Deutschland und Taifun auf den Philippinen bestimmten Arbeit der Diakonie-Katastrophenhilfe 2013



Von wegen Jahrhundertflut: Nach dem so bezeichneten Hochwasser von 2002 überrollten schon elf Jahre später – im Juni 2013 – erneut gigantische Wassermassen Sachsen. Vor allem an Elbe und Mulde versanken nach tagelangen Regenfällen wieder viele Orte. Tausende Menschen mussten ihre Häuser verlassen. Auf gut zwei Milliarden Euro wurden die Schäden im Freistaat geschätzt. Die öffentliche Hand stellte Hilfen bereit und auch die großen Wohlfahrtsverbände riefen zu Spendensammlungen für die Geschädigten auf.

Die Diakonie Katastrophenhilfe erhielt 19,6 Millionen Euro Spenden, der Diakonie Sachsen wurden zusätzlich knapp 2,9 Millionen Euro Hochwasserspendsen zur Verfügung gestellt. Doch der Weg des Wiederaufbaus ist lang. Die Diakonie-Katastrophenhilfe öffnete im Juli 2013 ihr zentrales Fluthilfebüro in Magdeburg. Von dort werden Spenden an Hilfebedürftige in verschiedenen Bundesländern verteilt, Koordinator Stefan Schröder und sein Team stehen Bewohnern der Flutgebiete mit Rat und Tat zur Seite. Mitarbeiter der Diakonie-Katastrophenhilfe sind zudem in den Siedlungen unterwegs, um Geschädigte aufzusuchen und sie zu einem Antrag auf Wiederaufbauhilfe zu ermuntern. Der Freistaat unterstützt Privatpersonen mit bis zu 80 % bei der Beseitigung von Hochwasserschäden. Die restlichen 20 % müssen die Flutopfer selber aufbringen, unter anderem aus Versicherungsleistungen, eigenem Geld und Krediten.

Spenden werden nur dann eingesetzt, wenn diese Mittel nicht für die Beseitigung der Schäden ausreichen.

Dennoch beobachtet Diakonie-Vorstand Friedhelm Fürst eine große Zurückhaltung bei den Anträgen für die Wiederaufbauhilfe: „Viele Menschen sind nicht allein in der Lage, die Anträge mit ihren vielen bürokratischen Voraussetzungen für die Sächsische Aufbaubank (SAB) auszufüllen. Sie benötigen Unterstützung, die die Diakonie auch gerne gibt. Allerdings halten sich Betroffene, die bereits 2002 Erfahrungen bei der Antragstellung mit der SAB machten und später mit Rückforderungen konfrontiert wurden, sehr zurück. Diesen Menschen Mut zu machen, den Antrag trotzdem zu stellen und durch entsprechende Unterlagen zu unterstützen, damit eine positive Bearbeitung erfolgt, ist echte Überzeugungsarbeit“.

Trotz der Fluten im eigenen Land haben viele Spender über die Grenzen geblickt. Der Taifun Haiyan traf im November mit unvorstellbarer Wucht die Philippinen und verursachte großes menschliches Leid und schwere Zerstörungen. Nach einem Spendenaufruf gingen bis Ende 2013 auf dem Konto der sächsischen Diakonie 158.660 Euro ein. Das Geld kommt über die Diakonie Katastrophenhilfe den Opfern des Taifuns zugute.

Marius Zippe

Erlebnisbericht vom Einsatz im mobilen Team in der Sächsischen Schweiz

„Insgesamt besteht eine große Zurückhaltung bei der Beantragung staatlicher Mittel oder Spendenmittel für den Wiederaufbau. Viele haben Angst, Aufträge zu vergeben und in Vorkasse zu gehen, wenn das Geld noch nicht da ist. Zu den größten Schwierigkeiten zählt die mangelhafte Aufklärung.“

Bei einigen Unternehmern in Pirna war unbekannt, dass es einen Zuschuss von 80 % des Gesamtschadens seitens der Sächsischen Aufbaubank (SAB) gibt, der nicht zurück gezahlt werden muss. Häufig kursierte die Auffassung, es müsse ein Darlehen genommen werden. Andere waren nach der Flut 2002 mit Rückforderungen der SAB konfrontiert und wollen nun keinesfalls in Kontakt mit der Bank treten. Und für viele ist eine Vorkasse unmöglich, da sie erst nach Vorlage der Originalrechnungen staatliche Förderung erhalten. In diesen Fällen unterbleibt die Antragstellung von vorn herein.“

Zu beobachten ist aber auch, dass es 2013 mehr Versicherungsfälle gibt als 2002 und Geschädigte aus der Flut 2002 gelernt und Vorsorge getragen haben.“

Vielfach hört man: ‚Gebt es denjenigen, die es nötiger haben als wir‘. Wer keinen Versicherungsschutz genießt, ist hingegen dankbar für die Unterstützung der Diakonie.“

Insgesamt gesehen ist aber eine breitflächige Aufklärung notwendig. Dies erfolgt zum Teil durch die Diakonie. Des Weiteren müssen die Gemeinden und Landkreise unterrichtet werden, um den Informationsfluss zu gewährleisten“.

Christina Köppl

Christina Köppl ist Projektassistentin im Fluthilfebüro der Diakonie Katastrophenhilfe in Magdeburg. Sie bearbeitete für die Diakonie bereits nach der Augustflut von 2002 Anträge auf Wiederaufbauhilfe.

Zahlen und Fakten

Statistik Diakonie im Freistaat Sachsen 2013

Mitgliedsorganisationen		175
<small>(Stand Ende 2013)</small>		
davon	Diakonisches Werk der Ev.-Luth. Landeskirche Sachsens e.V.	154
zzgl.	andere Diakonische Werke mit Tätigkeit auf dem Territorium des Freistaates Sachsen:	
	Diakonisches Werk Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz e.V.	18
	<small>3 Träger sind sowohl beim DWS als auch beim DW BO Mitglied (Doppelmitgliedschaft)</small>	
	Diakonisches Werk Evangelischer Kirchen in Mitteldeutschland e. V.	6

Mitarbeiter (Personen)		21.596
<small>(Mitarbeiterdaten der Stichtagshebung zum 01.01.2013)</small>		
<small>Für Träger mit Doppelmitgliedschaft wurden deren Mitarbeiter dem DW zugeordnet, auf dessen Territorium sich die Einrichtung befindet</small>		
davon	Diakonisches Werk der Ev.-Luth. Landeskirche Sachsens e.V.	19.275
	davon Teilzeitbeschäftigte	14.002
zzgl.	andere Diakonische Werke mit Tätigkeit auf dem Territorium des Freistaates Sachsen:	
	Diakonisches Werk Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz e.V.	2.077
	davon Teilzeitbeschäftigte	1.647
	Diakonisches Werk Evangelischer Kirchen in Mitteldeutschland e. V.	244
	davon Teilzeitbeschäftigte	219

Einrichtungen/Leistungsangebote		1.961
<small>(mit Selbsthilfegruppen, ohne Geschäftsstellen, Stichtag 01.01.2013)</small>		
<small>Für Träger mit Doppelmitgliedschaft wurden deren Einrichtungen dem DW zugeordnet, auf dessen Territorium sie sich befinden</small>		
davon	Diakonisches Werk der Ev.-Luth. Landeskirche Sachsens e.V.	1.778
zzgl.	andere Diakonische Werke mit Tätigkeit auf dem Territorium des Freistaates Sachsen:	
	Diakonisches Werk Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz e.V.	157
	Diakonischen Werk Evangelischer Kirchen in Mitteldeutschland e. V.	26

Auszug aus der Gesamtstatistik Diakonie im Freistaat Sachsen (Stand 01.01.2012) incl. Außenstellen von Beratungsstellen

Gesundheitshilfe	Angebote	Mitarbeiter
Krankenhäuser incl. Fachkliniken für Suchtkranke	15	2.719
Kinder- und Jugendhilfe		
Kindertagesstätten, auch integrative (incl. Einrichtungen der Kirchengemeinden, ohne Horte)	255	2.641
Jugendarbeit und Jugendsozialarbeit (Tagesfreizeitstätten, Mobile JSA, Streetwork, Schulsozialarbeit...)	75	162
Jugendberufshilfe, Arbeitsweltbezogene Jugendsozialarbeit, BGJ/BVJ	34	245
Sozialpädagogische Familienhilfe	18	71
Kinderheime, Betreutes Wohnen, Außenwohngruppen (SGB VIII § 34 evtl. in Vbdg. mit 35 a)	64	584
Ambulante Maßnahmen im Rahmen der Jugendgerichtshilfe	9	23
Familienhilfe		
Familienzentren/-bildungsstätten, Mehrgenerationenhäuser	19	35
Familienferienstätten mit Vollpension (incl. Einrichtungen außerhalb Sachsens)	12	56
Ehe-, Familien- und Lebensberatung (incl. Projektstellen mit 4 Wochenstd.)	17	18
Erziehungsberatung	26	79
Schwangerschafts(konflikt)beratung	21	55
Frauen- und Kinderschutzhäuser	1	2
Altenhilfe		
Seniorenbegegnungsstätten	19	32
Diakonie-Sozialstationen	93	2.233
Betreutes Wohnen für Senioren	55	56
Tagespflegeeinrichtungen	23	104
Alten- und Altenpflegeheime	112	5.523
Ambulante Hospizdienste	19	36

Behindertenhilfe	Angebote	Mitarbeiter
Beratungsstellen für Menschen mit Behinderungen und deren Angehörige	19	32
Frühförder- und Beratungsstellen	13	63
Ambulant betreutes Wohnen für behinderte Menschen	37	84
Werkstätten für behinderte Menschen (incl. Zweigwerkstätten und Außenstellen)	40	975
Wohnstätten/-heime für behinderte Menschen (incl. Wohnpflegeheime, ohne AWG)	66	1.651
Hilfen für chronisch psychisch Kranke:		
Psychosoziale Kontakt- und Beratungsstellen	13	43
Ambulant betreutes Wohnen für chronisch psychisch kranke Menschen (incl. AWG)	20	48
Wohnstätten/-heime für chronisch psychisch Kranke (incl. AWG)	31	225
Hilfen in besonderen sozialen Situationen		
Allgemeine soziale Beratung	32	32
Bahnhofsmissionen	3	3
Suchtberatungsstellen/Beratungsstellen für Straffällige und Haftentlassene	50	149
Beratungsstellen für Aussiedler, Ausländer, Asylsuchende	8	14
Schuldnerberatungsstellen	19	39
Beschäftigungs- und Qualifizierungseinrichtungen für Arbeitslose	28	90
Betreuungsvereine	8	71
Beratungsstellen der Wohnungslosenhilfe	7	12
Telefonseelsorge	6	15
Ausbildung/Fort- und Weiterbildung	19	112

Diakonisches Werk

Ausgewählte Daten der Jahresrechnung 2012

Ausgewählte Daten der Jahresrechnung 2012 in Euro

Einnahmen	
Zweckgebundene Zuschüsse	1.147.599,94
Zuwendungen Landeskirche	5.476.000,00
Mitgliedsbeiträge	563.347,63

Ausgaben	
Direkte Zuschüsse für diakonische Arbeit der Mitglieder	2.399.870,00
Personalkosten, inkl. Projekte	3.762.801,01
Betriebsbedingte Sachkosten	957.270,42

Sammlungen, Spenden und Kollektionen für Projekte der Mitglieder in Euro

Straßensammlungen	2013
„...und das soll schon Sucht sein?!“ Suchtprävention bei Kindern, Jugendlichen und Heranwachsenden	115.610,81
„Damit die Saat aufgeht“ – für Orte guter Nachbarschaft	156.418,56
	272.029,37

Kollekten	
TelefonSeelsorge	86.558,92

Impressum

Herausgeber

Diakonisches Werk der
Ev.-Luth. Landeskirche Sachsens e. V./
Diakonisches Amt

Vorstand

Christian Schönfeld
Werner Frank Scheibe
Friedhelm Fürst

Verantwortlich

Christian Schönfeld,
Vorstandsvorsitzender

Redaktion

Sigrid Winkler-Schwarz

Fotos

Steffen Giersch
Dietlinde Büttner
Diakonie Deutschland
Falk Terry

Autoren

Ilona Barthel
Tilman Beyer
Helmut Bunde
Tobias Hupfer
Wilfried Jeutner
Pia Kaiser
Rotraud Kießling
Ilona Lisowski
Gudrun Neubert
Maria Schubert
Anne Settgest
Kay Uhrig
Karina Ulbricht
Sigrid Winkler-Schwarz
Hanna Winkler
Marius Zippe

Gestaltung und Druck

WDS Pertermann GmbH
www.wds-pertermann.de

Ein Dankeschön

an alle, die uns 2013
unterstützt haben.

**Diakonisches Werk der
Ev.-Luth. Landeskirche Sachsens e.V./
Diakonisches Amt**

Obere Bergstraße 1

01445 Radebeul

Telefon: (0351) 83 15 - 0

Telefax: (0351) 83 15 - 400

E-Mail: amt@diakonie-sachsen.de

Internet: www.diakonie-sachsen.de